Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

42. Jahrg. | Scottdale, Pa., 12. November 1919. | No. 46.

Der Mensch denkt

Über Gott lenkt

Ach, was ist Liebe ohne Gott, den lieben,
Der alles segnet, daß es blüht und glüht?
's ist eine Blume, schön, doch ohne Wurzel,
Ohn' Lebenskraft und todesmüd!

Es kommen Kunst und Wissenschaft die hohen!—
Ob Gotte sie auch dienen allzumal?
Wenn nicht, dann lassen sie dein Herz ohn'
Frieden
Und bringen dir nur Sorg' und Qual!

Doch nimmermehr soll es in Aengsten bleiben—
Trägt's in sich nur der Reu' und Buße Schmerz,
So kommt dein Gott der Lieb' und spricht er-
barmend
Und gnadenvoll: „Gib mir dein Herz."

O welche Liebe! Wer kann sie ermessen?
Gott kommt zu dir; er kommt in seinem Sohn,
Dem menschgeword'nen, treuen Vaterherzen,
Und schenkt dir seiner Gnade Kron'.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

MENNONITISCHE

Rundschau

Published by the

Mennonite Publication Board

Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Published every Wednesday.

Subscription price $1.00 per year in advance.

All correspondence and business matter should be addressed:

C. B. Wiens, Editor.

MENNONITE PUBLISHING HOUSE

Scottdale, Pa.

12. November 1919.

Ich möchte heim.

Von Karl Gerok.

Ich möchte heim, mich zieht's dem Vaterhause,
Dem Vaterherzen zu;
Fort aus der Welt verworrenem Gebrause
Zur stillen, tiefen Ruh;
Mit tausend Wünschen bin ich ausgegangen,
Heim kehr ich mit bescheidenem Verlangen,
Noch hegt mein Herz nur einer Hoffnung Keim:
Ich möchte heim.

Ich möchte heim, bin müd von deinem Leide,
Du arge, falsche Welt;
Ich möchte heim, bin satt von deiner Freude,
Glückzu, wem sie gefällt!
Weil Gott es will, will ich mein Kreuz noch tragen,
Will ritterlich durch diese Welt mich schlagen,
Doch tief im Busen seufz ich insgeheim:
Ich möchte heim.

Ich möchte heim; ich sah in sel'gen Träumen
Ein beff'res Vaterland,
Dort ist mein Teil in ewig lichten Räumen,
Hier hab ich keinen Stand;
Der Lenz ist hin, die Schwalbe schwingt die Flügel
Der Heimat zu, weit über Tal und Hügel,
Sie hält kein Jägergarn, kein Vogelleim, —
Ich möchte heim.

Ich möchte heim; das Schifflein sucht den Hafen,
Das Bächlein läuft ins Meer,
Das Kindlein legt im Mutterarm sich schlafen,
Und ich will auch nicht mehr;
Manch Lied hab ich in Lust und Leid gesungen,
Wie ein Geschwätz ist Lust und Leid verklungen,
Im Herzen blieb mir noch der letzte Reim:
Ich möchte heim!

Das dummgewordene Salz.

Zu den Jüngern spricht der Herr: „Ihr seid das Salz der Erde. Wo nun das Salz dumm wird, womit soll man's salzen?" (Matth. 5, 13). Das sagt er, nachdem er sie selig gepriesen, weil sie geistlich arm sind, Leid tragen, Sanftmut üben, hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, barmherzig, reines Herzens, friedfertig sind und dabei um seines Namens willen Schmach erdulden. Darin besteht die wahre Gottseligkeit, die zu allen Dingen nütze ist und die Verheißung hat dieses und des zukünftigen Lebens. Wahre Christen, welche Gottes Geist in sich tragen, durch Wort und Wandel des Geistes Kraft beweisen — sind das Salz der Erde. Die Kraft des Geistes Gottes setzt sie in den Stand, der Fäulnis entgegenzuwirken, welche in der geistlichen Welt alles verdirbt. Die unbekehrte Menschenwelt und der weltliche Sinn werden in der heiligen Schrift das Fleisch genannt. — Im Reiche Gottes waltet der heilige Geist. Der wirkt belebend und erneuernd auf die kleineren und größeren Fleischmassen als ein gutes Salz. Alle neugebornen, geistlich gewordenen Menschen, die dem Reiche Gottes angehören, dienen in dieser ihnen gewordenen Kraft Christo, sind Gott gefällig und den Menschen wert (Röm. 14, 17. 18). Geistlos gewordene Menschen sind dummes Salz. Man kann durch eigene Schuld den Geist Gottes wieder verlieren, oft plötzlich, gewöhnlich aber stufenweise. Wie oft kommt das vor! Die Galater, die im Geist angefangen, endeten im Fleisch. Demas hat die Welt wieder lieb gewonnen. Unter den Hebräern waren viele, die erleuchtet waren, und hatten geschmeckt die himmlischen Gaben, und das gütige Wort Gottes, und die Kräfte der zukünftigen Welt, und doch haben sie den Sohn Gottes wieder gekreuzigt und für Spott gehalten. Ja, es ist möglich, ein dummes Salz zu werden. Auch die Besten können sich verschlimmern; ihr geistliches Leben kann erschlaffen; sie können verlieren die Kräfte des heiligen Geistes; auch die Jünger Jesu können des Satans Jünger werden. Wie geht das gewöhnlich zu?

1. Wenn man, anstatt dem Herrn zu dienen, sich selbst dient. Die Gaben des Geistes Gottes sollen verwendet werden zum gemeinen Nutzen. Diesem ist der Eigennutz gerade entgegengesetzt.

2. Wenn man das Christentum mehr im Munde hat als im Herzen. Durch vieles Hören kann man die Sprache der Frömmigkeit so fertig lernen, daß die Ausdrücke ganz geläufig werden und man endlich meint das zu sein, was man scheint. Durch das Selbstvertrauen wird man nachlässig und schöpft nicht mehr aus der Lebensquelle; das Oel in der Lampe versiegt, der verborgene Umgang mit dem Herrn hört auf. Die Form ist noch da, aber die Kraft ist gewichen. Das Salz ist dumm geworden. Vergebens sucht man die verlorne Gnade durch Vielbeschäftigung zu ersetzen. Es kommen Zeiten, wo die Leerheit des Herzens sich unwillkürlich verrät durch ungesalzenes Geschwätz, das innerlich faule Wasser wird zum Anstoß und Aergernis in Aeußerungen, welche durch ihre Gemeinheit mächtig abstechen gegen das, was die Leute erwarten aus dem Munde eines Kindes Gottes zu vernehmen, und nun zertreten sie das dumme Salz, das heißt, sie verachten solche Leute, welche vergeblich mit dem Schein äußerlicher Frömmigkeit sich zu beschönigen suchen. Darum sagt der Apostel so nachdrücklich: Lasset kein faul Geschwätz aus eurem Munde gehen, sondern was nützlich zur Besserung ist, da es not tut, daß es holdselig sei zu hören. Eure Rede sei allezeit lieblich, mit Salz gewürzt (Eph. 4, 29).

Und Jesus sagt: Habt Salz bei euch, und habt Frieden unter einander (Mark. 9, 50).

3. Die Menschengefälligkeit ist gar oft die Ursache, daß Kinder Gottes, und besonders die Prediger, ihre Salzkraft verlieren. „Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht" Gal. 1, 10. Wir sollen nicht fragen, was die Leute, sondern was der Herr von einer Sache hält, sonst pflegt man nur das, was vor Menschenaugen ist und versäumt das Innere. Wenn dann die wandelbare Menschengunst aufhört, so schwindet die Pflichttreue, weil der heilige Antrieb, die Liebe Christi fehlt. Dasselbe gilt von abgöttischer, kreatürlicher Liebe.

4. Auch das Gleichstellen mit der Welt ist vielfach die Folge der innern Abtrünnigkeit, auf diesem Wege wird leider die Mehrzahl der Christen unfähig, das Salz der Erde zu sein, denn die Weltförmigkeit ist der Untergang der meisten christlichen Gemeinden. Wenn eine Seele nicht gründlich bekehrt ist, oder wieder von Christo abgewichen ist, und nicht im Lichte Gottes wandelt, so hat die Welt Macht über sie und kann mit ihren Lockungen sie ködern, wie der Fisch durch die Lockspeise an der Angel gefangen wird (1. Joh. 2, 15—17). Aeußere Genüsse, Leckereien, Weichlichkeiten aller Art, Ziererei in Kleidung usw. werden zum Bedürfnis und zur Gewohnheit, und man merkt nicht einmal, wie die Welt darüber triumphiert. So dringt der Weltgeist in die früher Gott geweihte Seele unmerklich ein und bringt eine Erschlaffung des innern Lebens hervor. Mit dem Weltgeist kommen auch der Welt Grundsätze, Sitten und Meinungen, das Aufsehen auf Jesum wird vor lauter Rücksichten und Vorsichten und Umsichten vergessen, das Liebesverhältnis in der Gemeinschaft anderer treugebliebener Seelen gelockert, und an die Stelle der Demut und Liebe tritt der Geist des Stolzes und der Lieblosigkeit, und an die Stelle des Gehorsams, der Willigkeit und Treue im Dienste des Herrn entsteht endlich ein offenes Widerstreben voll Trotz, Verdruß und endlich kommt der offene Abfall zu Tage. Wie schrecklich sind die Folgen solchen Abfalls! Verschlechterung der Bessergesinnten ist viel trauriger als die fortgehende schlechte Gesinnung der Schlechten; ein natürlicher, sündhafter Mensch kann viel leichter für den Herrn gewonnen werden, als ein Christ, der von Gott abfiel, in seinem Eifer nachließ und durch seinen Wandel Aergernis bereitete; die Heiligen, wenn sie treulos wurden, sind immer die schlimmsten Spötter geworden. Wenn das Salz selbst dumm wird, womit soll man es wieder salzen? Womit soll dann die Welt gesalzen werden? Abgefallene Christen sind völlig untüchtig zur Erweckung anderer, völlig unnütz für Gottes Haushaltung, völlig unbrauchbar, wertlos, verworfen, wie das dumme Salz, das nicht einmal auf den Acker taugt. Kann es ein größeres Hindernis geben für das Werk

und das Reich Gottes als die Christen, die den Namen haben, daß sie leben und sind doch tot? Warum hat das Christentum bisher oft so wenig Erfolg unter Juden und Heiden und den Weltmenschen in der Christenheit? Das böse Beispiel der abgefallenen Christen stößt sie ab, statt sie anzuziehen! Und was ist das Ende solcher Menschen? Sie werden aus der Gemeinde der Kinder Gottes ausgestoßen, es trifft sie äußere Schmach, die Gerichte Gottes brechen über sie herein. Wie traurig!

Ausgew.

Melchisedek, der König von Salem. Ebr. 7, 1—3.

Von A. Riemenschneider.

Die heilige Schrift gibt uns in wenigen Worten wichtigen Aufschluß über Melchisedeks Person und dessen wichtige Stellung unter seinen Mitmenschen. Verschiedene wichtige Fragen werden bezüglich dieses Mannes gemacht. Wer war dieser Melchisedek? Wo wohnte er? Dies sind Fragen, die man berücksichtigen muß. Melchisedek war ein Einwohner des Landes Kanaans zur Zeit, als Abraham als Fremdling daselbst wohnte, ungefähr 400 Jahre, bevor die Kinder Israels in den Besitz des Landes kamen. Er war eine hochstehende Person und genoß allgemeine Achtung unter dem Volk. Seine Residenz war Salem, oder Jerusalem, wie es später genannt wurde. Er war König und Priester in einer Person. Sein Königreich und Priestertum hatte er von G o t t e s G n a d e n empfangen und nicht von Menschen. Er war daher auch n u r dem Allerhöchsten für seine Amtsverwaltung Verantwortung oder Rechenschaft schuldig. Nach patriarchalischer Einrichtung war überhaupt jeder Familienvater ein Priester in seiner Familie, es scheint aber, als wenn Melchisedek ein allgemeiner oder Oberpriester war zu seiner Zeit, wie auch Doktor Ad. Clarke dieses als seine Ansicht ausspricht.

Obzwar nach damaliger Sitte jeder Familienvater richterliche Autorität hatte und unter den Seinen übte, so war doch nicht ein jeder in vollem Sinne des Worts auch ein König. Selbst Abraham beanspruchte diese Würde nicht für sich. Aber Melchisedek war ein König, welcher über Land und Leute zu regieren hatte. Er war ein Priester Gottes des Allerhöchsten wie diese Schriftstelle sagt. Also kein Götzenpriester, deren es zu jener Zeit viele gab, sondern ein frommer Mann, der mit dem Allerhöchsten in einem t r a u t e n V e r k e h r stand. Denn die Bezeichnung „Priester“ bedeutet einen, der zu Gott nahen darf.

Dieser König-Priester nun ging Abram (welches „hoher Vater“ bedeutet) entgegen, als dieser von einer Schlacht als Sieger zurückkehrte, und segnete ihn. Wie man lesen kann 1. Mose 14, 19. Er wünschte ihm Glück und Gottes Segen zu seinem ferneren Unternehmen, und freute sich mit Abram über den Sieg, welchen dieser errungen hatte. Ob Melchisedek sich bei dieser Gelegenheit einer besonderen Segensformel bedient hat, kann man nicht wissen. Abrams Beweggrund zu diesem Feldzug war nicht das Verlangen nach weltlichem Reichtum und menschlichem Ruhm, sondern die uneigennützige Liebe zu seinem Neffen Lot und dessen Familie, welche er dadurch aus einer schmachvollen Gefangenschaft errettete.

Im zweiten Vers heißt es: „Welchem auch Abraham gab den Zehnten aller Güter.“ Es scheint der Gebrauch der damaligen Zeit gewesen zu sein, daß ein Teil oder auch ein Zehntel der im Kriege gemachten Beute dem tapfern Führer der siegreichen Truppen, oder auch einer andern Person, welche man besonders ehren wollte, überwiesen würde. Diese Handlung Abrahams ging nicht aus dem Gefühl oder der Ueberzeugung der Schuldigkeit hervor, sondern aus der Ueberzeugung, daß er hier einen Größeren und Würdigeren, als er selbst war, gegenüber stand. Er erkannte in ihm, vermöge seiner Eigenschaft als Prophet, einen Priester-König. Er wird verdolmetschet, ein König der Gerechtigkeit. Der Name Melchisedek schon deutet an einen Gerechtmacher derer, die in ihm wohnen, und kann also auf diese Weise verglichen werden mit Jesum Christum unserm Herrn. Er war ein Mensch, der selber gerecht war und recht handelte und wandelte mit Gott und seinen Mitmenschen: der in seinem Amt als König in Gerechtigkeit regierte; der die Unschuld und das Recht verteidigte und beschützte; der als Priester-König sein Volk zur Gerechtigkeit anleitete und führte. Darnach ist er auch ein König zu S a l e m, das ist ein König des Friedens. Sein Wohnort war Salem, woselbst in späteren Jahren die Stadt Jerusalem und das jüdische Nationalheiligtum errichtet wurde und wo zu seiner Zeit Christus als der verheißene Friedensfürst seinen feierlichen Einzug hielt. Das Wort Salem hat im Hebräischen noch eine andere Bedeutung, nämlich: Getrenntes wieder zu vereinigen, Zerrissenes zu heilen, ganz zu machen, vollkommen zu machen. Streitende Parteien in der Kirche, im Staat und in der Familie zu versöhnen und vereinigen. Und auf diese Weise gibt es Frieden. In dieser Sache kann man ihn auch vergleichen mit dem Sohn Gottes. Weil er gerecht lebte und handelte, so beförderte er auch den Frieden unter seinem Volk. Gerechtigkeit ist gleichsam die W u r z e l d e s F r i e d e n s. Durch ungerechtes Handeln entsteht Unfriede, Zank und Streit. Melchisedek versuchte nicht Krieg anzufangen, sondern Frieden zu befördern und zu bewahren. Er kann mit Recht ein Friedefürst genannt werden.

Nun heißt es aber im dritten Vers in unserm Text: „Ohne Vater, ohne Mutter, ohne Geschlecht“ usw. Dieses muß wirklich eine ganz merkwürdige Person gewesen sein. Wenn er wirklich keinen Vater und Mutter hatte, dann muß er wohl ein Engel gewesen sein, welcher Menschengestalt angenommen hatte. Doch dieses kann man auch nicht annehmen, denn er hat doch gelebt und gewirkt in dieser Welt wie andere fromme Menschen auch. Man hat freilich schon von Leuten gehört, die keine Eltern hatten, weil dieselben gestorben waren. Es hat nur ein einziges Menschenpaar gegeben, welches niemals Eltern hatte, aber es ist schon lange her. Wenn wir mit der Sprache und Redeweise der heiligen Schrift recht vertraut sind, so wissen wir ja, daß manche Ausdrücke in derselben nicht s t r e n g buchstäblich zu verstehen sind. So verhält es sich auch mit diesem Vers. Es meint einfach: Seine Vorfahren, sein Geschlecht, seine Familie, sowie Vater und Mutter, werden nicht benamt in der heiligen Schrift; daher wissen wir nichts von ihnen, denn es ist kein Familienregister von ihnen auf uns gekommen. Aber deshalb wird er doch einmal Eltern gehabt haben, sowohl wie andere sterbliche Menschenkinder. „Und hat weder Anfang der Tage noch Ende des Lebens.“ Von vielen Priestern und Königen wird uns berichtet, wann sie geboren oder wann ihre Amtszeit anfing oder aufhörte oder wann sie starben. Aber von Melchisedek wird uns nichts Derartiges berichtet. Weder Anfang der Tage noch Ende seines Lebens. Da nun das Ende seines Priestertums nicht verzeichnet ist und auch kein Nachfolger für sein Amt verordnet wurde, so bleibt er Priester in Ewigkeit. Er ist ein Priester nach einer höheren Ordnung als die späteren Söhne Arons es waren; denn er hatte sein Priestertum nicht von Menschen, sondern von dem Allerhöchsten selbst. Es war denn ein Vorbild auf Christum und wird j e t z t n o c h verglichen dem Sohne Gottes. Der Sohn Gottes, unser Heiland, war seiner Gottheit nach ohne Vater, ohne Mutter und ohne Geschlecht, ohne Anfang der Tage oder Ende des Lebens. Die Juden wollten zur Zeit unsers Heilandes niemand als Priester anerkennen, welcher nicht vom Stamm Levi und von der Familie Arons abstammte und sein Geschlechtsregister aufweisen konnte. Aber Melchisedek war ein Kananiter und nicht vom Geschlecht Arons und konnte kein solches Geschlechtsregister aufweisen; aber er war doch ein Priester des Allerhöchsten. So auch Jesus, unser Hohepriester, war nicht vom Stamm Levi, noch vom Geschlecht Arons. Die Juden wollten ihn auch nicht anerkennen und verwarfen ihn, ja sie sagten: „Wir wissen nicht, von wannen dieser ist!“ Und dennoch ist Jesus unser Hohepriester, der uns mit seinem eigenen heiligen Blut mit Gott versöhnt hat und uns beim Vater vertritt.

Ihm sei Preis in Ewigkeit!

— Chr. Botschafter.

Ein Palästinadelegiertentag.
Schluß.

Gegen dieses rosarot gefärbte Zukunftsbild aus dem sozialistischen Himmelreich wurden in der Aussprache doch mancherlei Einwendungen erhoben. Landwirt Dyck aus Palästina: Ehe man an die Uebersiedlung solcher Massen denken kann, müssen dort unbedingt Vorbereitungen getroffen werden, schon weil unsere jungen Leute keine Landwirte, noch weniger Bauern sind. Palästina ist noch ein zurückgebliebenes Land. Man muß die Massen vor unbesonnener Einwanderung warnen. — Dr. Chamizer: Es wird hier mit Millionen und Milliarden gerechnet, als ob es am

Gelde gar nicht fehlen könne. Das ist doch sehr fraglich. Unsere Sozialisten wollen ja dort allen Kapitalisten und Unternehmern das Grab schaufeln. Sie bedenken aber nicht, daß dann die Unternehmer es eben vorziehen werden, Palästina zu meiden. Die Sache ist mir viel zu ernst, als daß ich diese Spielerei mit großen Einwandererzahlen mitmachen könnte. — Auerbach: Die nötigen Vorarbeiten müssen unbedingt **v o r** der Einwanderung geschehen. Will man ein Land kolonisieren, so muß man es vorher bewohnbar machen. Was nützt das Kolonisieren, wenn die Leute krank werden? Ich bin gar nicht ängstlich, im Gegenteil hoffnungsvoll. Aber über die Schwierigkeiten und unerläßlichen Opfer sollen wir uns nicht mit dem Versprechen, Hunderttausende beschäftigen zu können, hinwegtäuschen. Jetzt für die ersten Jahre ist Palästina einfach nicht imstande, Hunderttausenden von Einwanderern eine Lebensmöglichkeit zu geben. Ein Land, das bisher wüste und öde war, kann nicht von heute auf morgen kolonisiert werden. Man wird vorerst nur mit einer Einwandererzahl von Zehntausenden rechnen können. — Dr. Ruppin: Ich habe mir von Meißner Pascha, dem Erbauer der Hedschaasbahn, ein Gutachten geben lassen, wie viel Leute man beim Eisenbahn- und Hafenbau beschäftigen könne. Da kommen im ganzen 15 500 gelernte und 31 000 ungelernte Arbeiter heraus. Rechnen wir alle anderen öffentlichen Arbeiten hinzu, die sich ja auf viele Jahre verteilen müssen, so können wir nicht mehr als 30 000 jährlich beschäftigen. Was geschieht, wenn diese nach einem Jahre weggehen sollen, weil neue Einwanderer kommen? — Wunderlich: Wir werden gar keine freie Einwanderung haben. Wegen der Rücksichtnahme auf Frankreich und den Papst wird England die Einwanderung nicht frei gestatten können. Auch befindet sich der wichtigste Teil des Grund und Bodens in den Händen arabischer Großgrundbesitzer. Es ist höchste zweifelhaft, ob diese uns den Boden überlassen werden. Selbst wenn die Einwanderung frei wäre, so wäre damit die Schnellkolonisation im Sinne von Trietsch noch keineswegs möglich. — Haarpuder: Bei der bevorstehenden Judennot im Osten dürfen wir Palästinas Tore nicht verrammeln. Die Einwanderer werden sich einfach nicht hindern lassen. — Estermann: Jedenfalls müssen wir dafür sorgen, daß wir möglichst schnell die Mehrheit in Palästina werden. Ob wir das in ein, fünf oder dreißig Jahren erreichen, ist gleichgültig. Wir wünschen und hoffen, daß sich die Araber vermehren, wohl fühlen und mit uns an der Zukunft des Landes arbeiten.

Den zweiten Hauptvortrag über das **O b e r e i g e n t u m s r e c h t** des jüdischen Gemeinwesens am gesamten Landbesitz hielt Steinberg. Alles Land, das durch Juden besiedelt wird, soll nicht ihnen selbst, sondern im sozialistischen Sinne dem jüdischen Volke gehören, dagegen den einzelnen nur als Erbpacht, in Städten in der Form des Erbbaurechtes gegen Zahlung eines Erbbauzinses, gegeben werden. Natürlich kann das hinsichtlich des Grundbesitzes von Arabern und Europäern nicht erreicht werden. Das an sich wünschenswerte Recht zum alleinigen Landkauf werden die Juden von England wohl nicht erhalten können. Also gilt es, so viel Geld aufzubringen, daß wir einen weit überwiegenden Teil des Landes durch Kauf in unsere Hände bringen. Dann wird das noch bestehende Privateigentum in römisch-rechtlichem Sinne gegenüber dem jüdischen Volkseigentum nur noch von geringer Bedeutung sein. Hierzu sind nach angestellten Berechnungen 300 bis 400 Millionen aufzubringen, was auf dem Wege der Anleihe leicht möglich ist.

Seitens der einwandernden Juden wird der Widerstand gegen die Einrichtung des Obereigentums des ganzen Volkes nicht so stark sein, da der größte Teil der Ostjuden durchaus thoratreu (gesetzestreu) ist und die mosaische Gesetzgebung ein uneingeschränktes Landeigentum verwirft. Denn 4. Mose 26, 53 heißt es: „Das Land soll nach Anzahl der Namen zum Erbgut ausgeteilt werden. Die zahlreichere Familie bekommt ein größeres Erbgut, die schwächere Familie ein kleineres. Jedem wird nach Anzahl der Gemusterten ein Erbgut gegeben."

Wir brauchen nach dem Oettingerschen Siedelungsplan 765 000 Hektar. Die Krondamänen und das herrenlose Land mit 200 000 Hektar wird uns die englische Regierung wohl überlassen. Die fehlenden 465,000 Hektar müßten wir dann seitens des Judensvolkes (**n i c h t** einzelner jüdischer Käufer!) mit voller Entschädigung von den Arabern übernehmen. Es wird **s c h w e r** sein, ein freundlichnachbarliches Verhältnis zu den Arabern herzustellen. Man wird sich also im allgemeinen vor zwangsweiser Enteignung hüten müssen. Wo dennoch z. B. wegen Verbindung zweier dicht benachbarter Judenkolonien völlige Enteignung notwendig ist, sind die Araber so zu entschädigen, daß sie sich unschwer anderswo, etwa im Ostjordanlande, ansiedeln können (!). Also im Gegensatze zu allen europäischen Ländern muß in Palästina die Nationalisierung des Bodens erstrebt werden. So kann der landwirtschaftliche Aufbau des Landes, ein Viertel mit Getreidebau, drei Viertel mit Garten- und Pflanzungsbau, verheißungsvoll begonnen werden. Auch die künftige Industrie wird sich ja auf landwirtschaftlichen Rohstoffen aufbauen: Wein, Oel, Mühlenerzeugnisse, Stärke, Zucker, Marmelade, Konserven. Ueberall muß dem jüdischen Unabhängigkeitsgefühl Rechnung getragen werden. Kein Jude vermag es sich auszudenken, sein ganzes Leben in Abhängigkeit verbringen zu müssen. Er will persönliche Selbständigkeit; und sieht er sich außerstande, sein Ziel bis zu seinem Lebensabend selbst zu erreichen, so erstrebt er es für seine Kinder oder verlangt, wenn er sozialistisch ist, daß seine Klasse Besitzerin der Produktionsmittel werde. Von der Schaffung dieser neuen Formen wird es zum Teil abhängen, ob Palästina einmal der Mittelpunkt der Juden der Welt sein wird oder nicht.

Die anschließende Aussprache ergab im wesentlichen die Zustimmung der Versammlung. Dr. Barth bezog sich dabei auch auf die alttestamentlichen Ordnungen: Schon die damalige Einrichtung des Jubeljahrs hatte neben der Wirkung, den Bodenwucher auszuschalten, den Vorzug, daß niemand, auch nicht wegen etwaiger Fehler, die er begangen, oder wegen wirtschaftlicher Notlage gegen seinen Willen landlos werden konnte. Die Frage ob es früher Eigentum gegeben hat, ist ein Streit um Worte. Denn der einzelne hatte kein Verfügungsrecht über den Boden, sondern der Ewige sprach: „Li ha arez", mein ist das Land. Es gab also auch früher kein Privateigentum. Heute wird nur die Nationalisierung bewirken können, daß das ganze Volk am Boden teilhat und eine Bodenpolitik im Sinne des jüdischen Gesetzes betrieben wird. Klassengegensätze und Klassenkämpfe darf es nicht geben. Unser Ideal ist nicht der ewige Landarbeiter, sondern der, der die Möglichkeit hat, nach einigen Jahren ein freier Mann zu werden. Die Pflicht zur Arbeit, wie sie der Talmud aufstellt, muß ein Gesetz unseres Landes werden.

Aufgrund dieser Verhandlungen erhob der Delegiertentag folgende sozialistische Grundsätze zum Beschluß:

1. Nationalisierung des jüdischen Bodens in Stadt und Land und seine Weitergabe in Erbpacht und Erbbaurecht.

2. Weitergabe des Landes an Einwanderer, die das Land selbst bearbeiten wollen, oder an landwirtschaftliche Genossenschaften.

3. Vergesellschaftung des Verkehrswesens, der Häfen, der Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwirtschaft, der Wälder und Naturschätze.

4. Aufsicht und Kontrolle der Privatindustrie durch die jüdische Gemeinschaft, Kollektive Arbeitsverträge, ausgedehnte Arbeiterschutzgesetzgebung.

5. Anteilnahme der Arbeiter an der Regelung der Arbeitsbedingungen und am Gewinn.

6. Unentgeltliche Benutzung der Bildungsanstalten und Lehrmittel; die Möglichkeit der Teilnahme auch Unbemittelter durch Gewährung der Unterhaltungskosten aus öffentlichen Mitteln.

7. Unentgeltliche Gewährung von ärztlicher Hilfe und Heilmitteln.

8. Sabbat und Feiertage sind die nationalen Ruhetage des jüdischen Volkes.

Warnung vor sofortiger Einwanderung. Durch die Londoner Zionistenkonferenz ist ein Zentral-Palästina-Amt geschaffen worden welches alle Fragen der Einwanderung leitend in die Hand nehmen soll. Dasselbe erläßt mit den Unterschriften von Nahum Sokolow, Dr. Weizmann und Julius Simon folgende Warnung : „Die Zeit der Einwanderung ist nicht da. Die Einwanderung kann nicht anfangen, bis systematische Pläne der Kolonisierung in ökonomischer, finanzieller und anderer Hinsicht ausgearbeitet sind. Bis dahin sollte kein einziger Einwanderer Palästina betreten. Wir finden es nötig, dies zu betonen und alle Gruppen und Personen davor zu warnen, irgendwelche eiligen Einwanderungsschritte zu unternehmen. Niemand sollte sich beeilen, sein Geschäft aufzugeben und nach Palästina aufzubrechen. Vorzeitige, unorganisierte und Ueberstürzte Einwanderung ist mit der größten Gefahr verknüpft, so-

wohl für die Einwanderer selbst als auch für die ganze jüdische Zukunft in Palästina. Die Zionistische Organisation ist sich der schrecklichen Lage bewußt, die gegenwärtig unter den Judenmassen im östlichen Europa herrscht, und ist in voller Uebereinstimmung mit den Wünschen des jüdischen Volkes, sich im Lande Israel so bald wie möglich niederzulassen. Die Organisation wird sich auf's äußerte bemühen, so bald als möglich eine weite und planmäßige Einwanderung nach Palästina in die Wege zu leiten. Selbstdisciplin ist mehr als je in diesen großen Tagen nötig. Jeder einzige muß sich dessen bewußt sein, daß planmäßige Einwanderung allein unser großes nationales Ideal, die Wiederherstellung Palästinas als nationales Heim des jüdischen Volkes, vollenden wird."

— „Bote aus Zion."

Papst und Zionismus.

In einer Konsistorialversammlung hielt der Papst eine Ansprache, bei der er auf die Stellung des Katholizismus im Orient und besonders auf die Zukunft der heiligen Stätten einging. Er sagte: Jetzt, da die heil. Stätten wieder in christlichen Besitz gekommen seien, „würde es für alle Christen ein tiefer Schmerz sein, wenn Ungläubige die bevorzugten Stellen einnehmen würden und noch mehr, wenn die ehrwürdigen Denkstätten der christlichen Religion in die Obhut von Menschen gegeben würden, die keine Christen sind. Wir wissen ferner, daß nichtkatholische Fremde, ausgestattet mit reichlichen Mitteln, sich die unsagbare Not und den Zusammenbruch, den der Krieg hervorgebracht hat, zunutze machen, um ihre eigene Lehre zu verbreiten. Es ist unerträglich, daß so viele Seelen ohne den Segen des katholischen Glaubens gerade an der Stätte verloren gehen sollten, an der unser Herr ihnen die ewige Seligkeit gewonnen hat."

Hierzu schreibt das Organ des britischen Palästina-Komitees „Palestine": „Wir Juden befürworten ein britisches Mandat für ein jüdisches Palästina, aber nicht aus dem Grunde, weil Großbritannien ein christliches Land ist. Wir möchten nicht gern glauben, daß der Papst beabsichtigt, gegen ein jüdisches Palästina zu demonstrieren. Die Juden beanspruchen sowohl das Recht, Palästina jüdisch zu machen, wie auch über Palästina zu herrschen, wenn es jüdisch ist. Dieses Recht kann man ihnen nicht aus dem Grunde verweigern, weil sie Juden sind. Das heißt die Zurücksetzung bis aufs äußerste treiben. Wir möchten um so mehr glauben, daß dies nicht die Absicht des Papstes war, als er sich vor zwei Jahren Herrn Sokolow gegenüber sehr sympathisch über den Zionismus geäußert hat. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die Juden sich um die gebührende Sicherung der christlichen Interessen an den heiligen Stätten bemühen werden."

England, Amerika und Frankreich wollen sich sichern. Wir haben schon oben die Stimme eines der Hauptredner auf dem jüdischen Delegiertentag in Berlin mitgeteilt, wonach England und Amerika nicht etwa aus religiösen oder gefühligen Gründen den Zionismus so lebhaft unterstützen, sondern aus wohlbegründeter Sorge, daß sich sonst der unerwünschte Judenstrom in ihre Länder ergießen würde. Damit stimmt auch folgende Meldung der Havas aus London vom 28. Mai überein: „Dem Unterhause wird ein Gesetzentwurf zugehen, wonach kein Ausländer ohne Erlaubnis eines Auswanderungsbeamten in Großbritannien wird landen dürfen. Die Erlaubnis zum Betreten des britischen Bodens wird Mittellosen sowie aus Gründen der Gesundheit unerwünschten Ausländern verweigert werden."

Dazu bemerkt die jüdische Rundschau: „Diese Havasmeldung ist nicht die erste Nachricht, die einen Ausschluß der „Fremden" oder wenigstens bestimmter Kategorien von ihnen in England als beabsichtigt erscheinen läßt. Wir haben ferner bereits gemeldet, daß auch in Kanada und den Vereinigten Staaten von Amerika sich ähnliche Tendenzen geltend machen, gegen die sowohl vom kanadisch-jüdischen Kongreß als auch von Einzelpersonen protestiert wurde. Diese Anzeichen bedürfen der ernstesten Beachtung der Leiter der jüdischen Politik. Ein Grenzschluß gegen „mittellose" Ausländer würde für die meisten jüdischen Auswanderer verhängnisvoll sein und würde zu einem gerechten Frieden im Sinne der Völkerbundpolitik in krassem Gegensatz stehen. Die Verhältnisse in Osteuropa lassen eine große jüdische Auswanderung nach Oeffnung der Grenzen als durchaus möglich erscheinen. Es ist bekannt, daß Palästina nicht imstande sein wird, diese Auswanderung aufzunehmen. Deshalb muß unter allen Umständen erreicht werden, daß die Hauptauswanderungsgebiete, vor allem Amerika und England, ihre Häfen für diese Einwanderung nicht sperren."

Ob diese Maßregel den Amerikanern noch viel helfen wird, ist fraglich. Die Amerikaner haben nun einmal eine Menge von russischen Juden im Lande. Und ich habe mich bei längerem Aufenthalte in Amerika davon überzeugt, mit welcher Abneigung, ja Erbitterung die Amerikaner diesen Juden gegenüberstehen, weil sie ihnen das Geschäft verderben. Vielfach glaubte man, daß stürmische Ausbrüche des allgemeinen Volksunwillens unausbleiblich seien. Neue Einwanderungszüge von Juden werden die Vereinigten Staaten auf diesem Wege wohl im großen und ganzen verhindern können. Aber die schon vorhandenen Juden werden sie damit nicht los. Gewiß würde es den Amerikanern sehr angenehm sein, wenn alle Juden nach Palästina auswanderten. Aber den Juden Amerikas geht es ausgezeichnet. Ihr Geschäft blüht. Sie unterbieten die Amerikaner und bringen Geld- und Warengeschäft immer mehr in ihre Hände. Es wird ihnen nicht einfallen, in das arme Palästina auszuwandern. Sie unterstützen nur den Zionismus, um durch den Rückhalt eines eigenen Volks- und womöglich Staatswesens eine noch größere Macht zu erlangen.

Auch in Frankreich machen sich ähnliche Bestrebungen geltend. Wie die judenfreundliche „Humanite" meldet, hat die französische Regierung kurzerhand zahlreiche „Russen", will sagen Juden, aus Frankreich ausgewiesen oder wie man es nennt, rapatrie. Mit Entrüstung weist die „Humanite" auf die unglaubliche Behandlung dieser Juden hin, die seit langer Zeit in Frankreich leben und dort ruhig ihre Geschäfte betreiben, bis sie eines Tages unter dem Vorwande, Bolschewisten zu sein, in Konzentrationslager gesperrt und dann nach Rußland abgeschoben werden.

Grenzen des neuen Palästina. Welches werden die Grenzen des Gebietes sein, welches in Palästina für jüdische Besiedelung geöffnet sein soll? Nach einer Rücksprache, welche der jüdische Delegierte Dr. Thon mit Gliedern der Friedenskommission in Paris hatte, ist von diesem Gebiete ganz Syrien ausgeschlossen. Die Grenzen reichen im Norden bis Sidon und dem Libanongebirge, im Süden über El Arisch hinaus bis in die Nähe der ägyptischen Grenze, im Osten bis zur Hedschasbahn, im Westen bis zum Meer.

Uneinigkeit der Juden in Palästina. Bekanntlich ist die Judenschaft Palästinas in zahlreiche Parteien zerspalten, die sich gegenseitig heftig befehden. Nicht nur die mit dem Glauben der Väter völlig zerfallene Reformjuden und die gläubigen Thorajuden stehen sich gegenüber, sondern auch die letzteren gehören den verschiedensten Sekten an, die einander bekämpfen. Das ist jetzt wieder bei Beratung der Verfassung, die die Zionisten der dortigen Judenschaft geben wollen, zutage getreten. Die gesetzestreuen Juden Jerusalems haben die Zionisten, welche nach neuestem demokratischem Gebrauch auch allen Frauen das aktive und passive Wahlrecht geben wollen, wegen dieser dem jüdischen Gesetze widersprechenden Bestimmung den schärfsten Kampf angesagt. Fünfundzwanzig Rabbiner erließen einen Aufruf, worin sie im Namen des Gesetzes und aller Heiligtümer Israels den Bann gegen alle ankündigen, die für die Neuerung eintreten.

In Deutschland haben die größtenteils jüdischen sozialdemokratischen Führer dem Volke ein Wahlrecht zudiktiert, wonach, da nach dem Kriege vier Millionen mehr Frauen als Männer da sind, das Schwergewicht der politischen Entscheidung in die Hände der Frauen, und zwar der unerfahrenen Jugendlichen gelegt ist. Aber die altgläubigen jüdischen Vettern und Oheime in Jerusalem scheinen es mit dem Sprichwort zu halten:

Es wird schlimm im Hause stahn,
Wo die Henne lauter kräht als der Hahn.

— „Bote aus Zion."

Vereinigte Staaten

Kansas.

Newton, Kansas, den 26. Oktober. L. Editor und Leser der Rundschau! Wir haben diesen Herbst und im vergangenen Sommer schon mehrere Mal sehr lieben Besuch gehabt. Sonntag, den 29. Juni, erfreuten uns die lieben Geschw. Isaak Dirksen, Tampa, Kansas; Enoch Dirksen,

Winton, California, und Br. J. B. Wedel, auch von Winton, durch ihr Kommen. Meine Frau war zu der Zeit gerade mit vier Kindern bei ihren Eltern in Gray County; sie bestieg den 21. Juni in Newton den Zug und kam erst den 2. August zurück. — Doch ich versuchte, die Gäste so gut wie ich nur konnte aufzunehmen. Ich holte die Bratpfanne hervor und was sonst nötig war, und machte das Essen so schmackhaft und den Gästen es so behaglich wie ich es eben verstand.

Dienstag, den 23. September des Abends kamen wieder die Geschwister Joh. Johnsons und Tobias Köhnen, alle von Halstead, Kansas, die uns die Liebe erwiesen und zum Abendbrot blieben. Und wiederum Sonntag, den 28. v. Monats hatten wir die Gelegenheit, gemeinschaftlich mit den lieben Geschw. B. B. Köhnen und Jakob Johnsons — auch von Halstead — unser Mittagsmahl zu feiern. Nachmittag kam Onkel T. T. Köhn, Winton, California, hier in Newton an und war auch gleich darauf unter uns ein interessanter Gast. Er blieb bei uns bis zum nächsten Morgen und ging dann nach Oklahoma. Ich hoffe, Onkel T. T. Köhn wird einen ausführlichen Reisebericht folgen lassen. Es wird wenigstens verlangt. Der liebe Onkel teile uns noch mehr mit von dem schweren Unglück meines lieben Vaters nahe bei Winton.

Nun, lieber Vater, wie geht es Dir jetzt, bist Du schon völlig hergestellt? Nur getrost! Gott wird machen, daß die Sachen gehen, wie es heilsam ist. Ich fühle sehr mit. Einige der Leser sind vielleicht neugierig zu erfahren, was dem Vater passiert ist. Wie ich verstanden habe, hat er auf dem Porchdach ihres Hauses gefärbt. Als er damit fertig war, ist er aufgestanden, hat dabei einen Fehltritt getan und ist herunter gefallen auf den harten Cementboden, wobei er sehr schmerzhafte Wunden erlitt. Er hat müssen mehrere Wochen im Bett zubringen. Wann sich dieses Unglück ereignete, weiß ich nicht; bitte, es mir mitzuteilen!

Durch die Besuche, die wir hier schon hatten, sind wir sehr erfreut worden. Es ist doch recht erbaulich, erquickend und tröstlich wenn die lieben Geschwister einen besuchen, und alles übertreffend ist es, wenn Kinder Gottes sich in Liebe, Frieden und Einigkeit versammeln (Vergl. Matth. 18, 20). Ja, teure Brüder und Schwestern, kommt wieder! Auch die andern unserer Lieben sind sehr herzlich eingeladen, uns ein und abermal zu besuchen. Wir nehmen alle Besuche mit sehr dankbarem Herzen entgegen. Wir schauen oft schon verlangend nach Besuch aus, weil wir hier etwas allein wohnen. Unsere nächste Kirche ist bei Halstead, eine Strecke von vielleicht 17 bis 18 Meilen. Die noch nicht recht wissen, wo wir wohnen, denen diene zur Nachricht, daß wir von der Kansas Avenue in Newton gerade vier Meilen auf der ersten Straße östlich, eine und eine halbe Meile südlich zur Linken wohnen. Ihr seid alle zu irgend einer Zeit, oder jeden Tag, herzlich willkommen; aber merket: Den ersten Sonntag jeden Monats fahren wir nach unserer lieben Geschwisterversammlung oder Kirche und sind dann nicht zuhause, d. h. wenn das Wetter günstig ist. Den 7. vorigen Monats als wir dort waren, waren auch unsere lieben Geschw. Corn T. Köhnen und ihre Kinder B. C. Köhnen von Cimarron dort. B.C. Köhnen und der Vater waren in der Versammlung, aber die Mutter blieb zurück ihrer Krankheit halber. Wenn ich recht habe, dann leidet die liebe Schwester am Magenkrebs und war in Halstead beim Arzt gewesen. Am Nachmittag war eine kleine Versammlung bei Geschwister Johann Johnsons, wo auch die Obenerwähnten waren. Hier wurden rührende Bemerkungen gemacht und die Schwester betend dem Herrn anbefohlen. Als die Versammlung aus war, fühlte sie sich sehr dankbar dafür und sagte: „Ich fühle gerade so, als ob ihr schon mein Begräbnis gehalten habt.“ Man erhält einen ernsten Eindruck, wenn man jemand in solchen kranken Zustand sieht, der nicht anders kann, als den Tod erwarten, da wie es scheint, für den Magenkrebs es kein Mittel gibt. Wir Gesunden sind aber in einer Hinsicht nichts besser daran als die Kranken, denn es heißt, daß wir den Tod im Busen tragen.

Sehr interessant war mir der Reisebericht von Br. August Schimmelpfennig in No. 38 der Rundschau. Seine Adresse ist jetzt Lebanon, Oregon, und nicht mehr Winton, California. Er ist gebeten, sich hören zu lassen. (Gegenwärtig ist seine Adresse „Tangent, Oregon“. — Ed.)

Es fragte unlängst jemand in der Rundschau nach einem gewissen Rogalsky. In Inman oder Buhler, Kansas, wenn ich recht bin, wohnte zu einer Zeit ein Rogalsky. Er hatte dort, wenn ich nicht irre, eine Mühle, und hat durch ein Unglück seinen Tod gefunden.

In No. 43 der Rundschau sehe ich zu meiner Ueberraschung einen von Hanna Just geschriebenen Bericht von dem Tode ihres Mannes. Es bewegt mich immer zu tiefem Nachdenken, wenn ich lese oder höre, daß einer meiner Verwandten oder Bekannten aus der Zeit in die Ewigkeit hinüber gegangen ist. Den Aeltesten Martin Just habe ich sehr gut gekannt und bin auch nach seinen Versammlungen gegangen, wo er predigte.

Sonntag abend, den 28. vorigen Monats fuhr John Carter, ein Arbeiter des G. F. Busenitz, mit seiner Schwester nach seinem Cousin Eichhorn spazieren. Auf ihrem Heimwege begegnete ihnen ein Mann auf einem Auto ohne Lichter und stieß so stark an Johns Buggy an, daß dieser herunter fiel, bewußtlos wurde und eine ziemliche Wunde im Gesicht erhielt. Er war aber nur zwei oder drei Tage arbeitsunfähig.

Die Ernte ist hier bei uns sehr verschieden ausgefallen. Weizen gab es von 10 bis 25 Buschel vom Acre. Hafer ging aber bis 40 Buschel und noch darüber. Corn geht bis 18 Buschel. Der beste Weizen kostet hier in McLains $2.20 per Buschel, und der geringere (56 Test) nur $2.14.

Unsere Stadt Newton wird oft des Nachts von Dieben heimgesucht, und meistens müssen die Wohnhäuser darunter leiden. Man nennt es „the house breaking epidemic“. In den Großstädten ist heutzutage auch viel Aufruhr und Lärm, der oft mit Mord endet. Wenn man in die Welt schaut, ist es zum angst und bange werden. Aber die Kinder Gottes werden getröstet durch die Worte Jesu, wenn er sagt: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Joh. 16, 33.

Die Witterung ist hier noch immer sehr trocken. Jetzt gerade ist es dunkel und sieht nach Regen oder Schnee aus. Es war im Juli, als wir den letzten Regen bekamen; seitdem kamen nur immer Schauer. Der Erdboden ist noch sehr klümperig. Das Weizensäen geht nicht sehr rasch vor sich wegen der großen Dürre. Der Winter läßt sich schon fühlen; wir hatten schon leichte Nachtfröste.

Alle Verwandten und Bekannte grüßend, verbleibe ich,

J. B. Köhn.

Montana.

Lambert, Montana, den 19. Oktober. Montana wird ja der Staat des Sonnenscheins genannt, und das ist er diesen Sommer im vollsten Sinne des Worte gewesen. Alle Tage war Sonnenschein; dunkle Regentage hatten wir nicht. Es hat nur wenige Male und nur wenig geregnet. Die Wolken zeigten sich uns von ferne, und wenn einige über uns kamen, dann waren es Wolken ohne Wasser, die vom Winde schnell getrieben wurden. Sie erinnerten mich oft an den 12. Vers des Briefes St. Juda, wo einige Menschen mit Wolken ohne Wasser verglichen werden. Im Sonnenschein zu leben geht nicht schlecht; die dunkeln Regentage fehlen uns nicht sehr, wenn wir nur ohne Regen fertig werden könnten. Montana braucht, wie es scheint, nicht viel Regen, aber dieses Jahr war es doch zu trocken. Vieles konnte nicht aufgehen. Unser Millet, Gras und Corn ging nicht auf. Dazu war auf einigen Stellen der Armee- oder „Cutworm“. Auch wir hatten ihn in unser Haferfeld bekommen, daher bekamen wir nur 70 Buschel Hafer. Weizen bekamen wir von einigem Land fünf Buschel vom Acre, von andern nur drei einhalb. Kartoffeln haben wir genug bekommen; die größten davon waren anderthalb Pfund schwer. Reife Wassermelonen haben wir auch bekommen und noch ziemlich große, bis 18 Zoll lang und zehn Zoll im Durchmesser. Es gab aber nicht viel, denn es waren nur wenig Pflanzen aufgegangen und das erst im Juli. Wenn man bedenkt, in wie kurzer Zeit die aufgewachsen sind und dabei noch sozusagen ohne Regen, dann muß man sich wundern über die Ertragfähigkeit des Bodens. Da das Getreide bei solcher Trockenheit nicht sehr ins Stroh wächst und das Gras auch früh abtrocknet, so ist nicht viel Futter für das Vieh. Daher wird viel Vieh verkauft. Auch hat man die russischen Disteln zu Futter gemäht. Sie sollen dazu gut sein, wenn sie grün gemäht werden.

Unsere Kinder fuhren heute nach der 16 Meilen entfernten Mennoniten Kirche bei Retah zum Jugendverein-Programm. Die Gemeinde dort ist jetzt ihren Prediger los,

da Prediger J. M. Franz, der dort einige Jahre wirkte, den Ruf einer Gemeinde in Washington angenommen hat. Sie verließen diese Gegend den 13. dieses Monats.

Frau Heinrich Schultz und Tochter Alice, die nach Chicago gefahren waren, sind wieder zurück. David Bösen wollen Montana verlassen und nach S. Dakota gehen.

Der Gesundheitszustand ist, soviel mir bekannt ist, gut.

Frau David Thießen.

Später. Da mein Brief nicht so schnell fort kam, kann ich berichten, daß wir diese Woche dunkle Tage hatten, und die Erde ein weißes Kleid bekam. Aber heute, den 25. haben wir wieder Sonnenschein; wenn es so bleibt, ist der Schnee bald fort.

Nebraska.

Beatrice, den 25. Oktober 1919.

Durch Gottes Gnade und unter Seinem Segen durfte unser lieber alter Aeltester Gerhard Penner seiner Gemeinde das heilige Abendmahl am vergangenen Sonntag austeilen. Wir alle fühlten wohl, was es für ein Großes ist um die Gemeinschaft der Gläubigen untereinander.

Am Nachmittag desselben Tages hörten wir dem Stadtmissionar Hofer aus Chicago zu, der uns die große Verantwortung vor Augen führte, die ein Jeder seinem Nächsten gegenüber hat.

Er selbst hat Reichtum und alle Annehmlichkeit, welche derselbe bietet, verlassen, um seinem Heiland in den armen Brüdern zu dienen, welche in den großen Städten dieses Landes nie in ihrem Leben etwas von der Liebe Gottes gehört haben; so auch in Chicago, wo er seinen Wohnsitz und seine Tätigkeit hat.

Er hat uns treulich hingewiesen auf die Nichtigkeit der eigenen Kraft; gezeigt, wie nur in den blutigen Wunden des Weltheilandes wir Vergebung unserer Sünde finden können.

Es hat uns sehr gefreut, diesen treuen Diener seines Herrn kennen und lieben zu lernen. Schade, daß er nur so kurze Zeit unter uns weilen konnte! Doch hatte unser lieber Aeltester die Freude ihn und seine liebe Frau in seinem Hause begrüßen und bewirten zu dürfen.

Der liebliche Gesang des lieben Ehepaars in der Kirche erfüllte seinen Zweck. Er zog die Herzen hin zur Heimat dort Oben.

Am 14. d. Mts. hat der Herr hier ein junges, teures Leben und ein langes schweres Leiden geendet, aus welchem hier Einiges wie es uns in der Kirche bekannt gemacht wurde folgt.

Unsere liebe Glaubensschwester Marie Wiens geb. Bergmann wurde am 19. März 1889 geboren. Ihre Eltern waren die Eheleute Bernhard Bergman und Margarethe geb. Wegeli; Glieder unserer Gemeinde. Ihren Schulunterricht genoß sie in einer Distriktschule bei Harbeine in dessen Nähe ihre Eltern eine Farm eigneten. Als sie in ihrer frühen Jugend ihre rechte Mutter verloren hatte, gab Gott ihr, sowie ihren 5 Schwestern und ihrem Bruder in ihrer zweiten Mutter Eliese geb. Thiessen eine sehr treue Pflegerin und Erzieherin. Auf das Bekenntnis ihres Glaubens empfing sie durch den Aeltesten Gerhard Penner die heilige Taufe.

Den 6. Februar 1913 gab sie ihrem Manne, unserem Glaubensbruder Johannes Wiens Herz und Hand zum heiligen Ehebund. Nur ein Jahr war es ihr vergönnt, sich an der Seite ihres Mannes guter Gesundheit erfreuen zu dürfen. Der Weisheit und Liebe des himmlischen Vaters hat es gefallen, sie durch Leiden zu sich zu ziehen. Und selig ist, wer diesem Zuge folgt. Ein schweres Herzleiden verursachte der lieben Verstorbenen viele Not und machte sie, sonderlich in den letzten Jahren, zur Besorgung der Hausarbeit unfähig.

Unser Herr hat gesagt: „Wer zu mir kommt, den werde Ich nicht hinaus stoßen." Sie kam.

Besonders hatte sie seit dem Frühjahr zu leiden. Nach kleinen Pausen der Erholung trat die Krankheit immer schwerer auf. Am 14. Oktober nachmittags 2 Uhr entschlief sie und wurde so von der schweren Bürde ihres Leibes erlöst. Text der Leichenrede: 2. Cor. 4, 16. 17. 18.

Der Herr Jesus Christus, dem sie vertraut, sei ihr Leben!

Sie ist alt geworden 30 Jahre und fast 7 Monate. Ihren frühen Heimgang betraueren ihr Gatte, ihre Eltern, Großmutter, Schwiegereltern, ein Bruder, 5 Schwestern, mehrere Schwager, Schwägerinnen und viele Freunde.

Heute Mittag erreichte uns die erschütternde Nachricht von dem plötzlichen Tode meines lieben 81jährigen Vetters Eduard Penner. Man hatte ihn friedlich in seinem Bette liegend tot gefunden. Sein Lebenslauf folgt hoffentlich in der nächsten Correspondenz.

Mit freundlichem Gruß an den lieben Editor und alle Leser.

Andreas Wiebe.

Henderson, Nebraska, 30. Oktober.

Werter Editor und Leser der Rundschau! Da es heute etwas regnig ist, so will ich mir etwas Zeit nehmen und etwas von hier berichten. In letzter Zeit sind hier drei Begräbnisse gewesen. Das erste betraf einen Heinrich Janzen. Er war noch unverheiratet, etwa 50 Jahre alt. Kann nicht genau sagen, was seine Krankheit war. Er wurde von der Bethesda Kirche aus zu Grabe getragen. Das andere war das eines Jünglings von 35 Jahren. David Penner. Er hatte Herzleiden, war nur 2 Tage ernstlich krank, obzwar er schon längere Zeit nicht sehr wohl fühlte. Er war ein Glied der Eben-Ezer Gemeinde, und von dort aus wurde er zur letzten Ruhe bestattet. Das dritte war das der alten Tante Franz G. Wiens. Sie war nahe an 74 Jahre. Ihre Krankheit war Schlag. Sie wurde den 16. krank und starb den 21.

Wir wurden also handgreiflich überführt daß wir hier keine bleibende Stadt haben und deswegen die zukünftige suchen sollen. Zu David Penners Begräbnis waren sein Onkel Jacob Fast, Inman, Kansas, und seine Tante Frau John Friesen, Jansen, Neb. gekommen. Da Tante Wiens den nächsten Tag begraben wurde, blieben sie gleich auch für dieses Begräbnis. Tante Wiens war noch der Obengenannten Nicht-Tante. Dann waren auch Schwester Wiens ihre Kinder, Dr. Peter Wiens, Peoria, Ill., gekommen. Onkel F. G. Wiens starb im März dieses Jahres.

Sonst ist nicht von besonderer Krankheit zu berichten.

Den 19. war in der M. B. Gemeinde Erntedankfest und am folgenden Tage noch eine kleine Vorberatung für die kommende General Konferenz, welche den 2. Nov. zu Mountain Lake, Minnesota, stattfinden soll. Die beiden Schwestern Wit. Isaak Braun und Wit. Jacob Regier von Saskatchewan waren hier auf Besuch. Schwester Regier fuhr per Auto zurück.

Kornbrechen ist jetzt wohl die Hauptarbeit, auch sind noch einige Farmer, welche noch nicht gedroschen haben. Der öftere Regen hat wohl etwas gehindert. Korn gibt wohl eine halbe Ernte. Wenn man in Betracht zieht wie trocken es im Sommer war, dann ist es noch ein Wunder, daß es soviel gibt.

Geht die „Rundschau" schon bis Sibirien Rußland? Wenn so, dann senden wir hiermit einen Gruß an Onkel Peter Friesen, Omsk. Noch einen Gruß an Editor und alle Leser!

J. J. Wiens.

(Einige Exemplare werden jede Woche geschickt, darunter einige auch nach Omsk. Editor.)

Oesterreich.

Wien, Oesterreich, 4. Oktober 1919.

Werter Editor und Leser!

Ich will versuchen, dem „Vorwärts" etwas mit auf die Reise zu geben in Bezug auf die Verhältnisse in Deutsch-Oesterreich.

Es ist doch herzbrechend, all die Trauer und das Elend zu sehen, welches der Krieg über Europa gebracht hat. Die finanziellen Gespenster werden noch lange auf der Schwelle Europas lagern. Auch die Sieger haben sich von dem Sieg über die andere eine zu üppige Vorstellung gemacht. Beinahe zwölf Monate ist die Rede gewesen von Frieden und vom Friedensvertrag, aber da ist kein Friede. Italien und die Balkanstaaten fiebern in einer politischen und nationalen Krise und noch lange ehe dieser Bericht bis Hillsboro kommt, kann wieder Krieg ausgebrochen sein. Ich habe noch mit keinem Europäer gesprochen, der da glaubt, daß dieses ein dauernder Friede sein wird. Der Friede hat die ganze Welt enttäuscht. Die Sieger möchten gerne mehr haben, als sie eigentlich bekommen können, und denjenigen, denen Unrecht geschehen ist, verlangt nach Gerechtigkeit.

Der Krieg sollte ja nur dem Militärismus und der Autokratie der Hohenzollern gelten, aber auf keinen Fall dem deutschen Volk. Und heute? Man begreift, daß es Schwierigkeiten gibt, dem Volke einen Frieden mundgerecht zu machen, der ein demokratisch gewordenes Deutschland bis zur Botmäßigkeit erniedrigt, der weder von der

(Fortsetzung auf Seite 9.)

Editorielles.

— Der „Christliche Bundesbote" vom 30. Oktober bringt zwei Einladungen. Eine derselben kommt von Pulaski, Iowa, wo am 16. November in der Mennonitenkirche Br. S. S. Amstutz durch Br. W. S. Gottschall, den Präsidenten der Behörde für Innere Mission, zum Predigtamt eingesegnet werden soll, — die andere von der Mennonitengemeinde zu Beatrice, Nebraska, welche einladet zur Prediger- und Westlichen Distrikt- Konferenz am 4. und 5. November dieses Jahres.

— Während wir an dieser Nummer arbeiten, findet in Mountain Lake, Minnesota, die vorher im „Zionsbote" angekündigte Bundeskonferenz und die Mittlere Distrikt-Konferenz der M. B. Gemeinde statt. Daß diese sowie andere Konferenzen zum Segen der Gemeinden und zur Förderung des Reiches Gottes auf Erden gereichen möchten, sollte Herzensanliegen und Gebet aller sein. Jetzt ist eine Zeit, in welcher die Welt in großer Aufregung ist, so ist es notwendig, daß die Christen wachsam und auf ihrem F e l s gegründet sind, um nicht mit der Welt fortgerissen zu werden.

— Wie in den Tagen Noahs und Lots. Die „Volkspost" von La Crosse, Wisconsin, berichtet, daß nach den Angaben des Hülfskollektors des Bundessteuerdepartments zu Chicago täglich fast hundert Fremdgeborne Chicago verlassen um in ihre Heimatländer zurückzukehren. Das Blatt teilt nichts darüber mit, in welchen Ländern diese Auswanderer ihre Heimat haben. Es mag etwas Besonderes sein, daß diese Leute von hier weg und zurück in die Heimat ziehen, welche ihnen in früheren Zeiten nicht gut genug war; aber sonst sieht man darin nichts Besonderes, daß die Menschen von einem Platz der Erde zum andern ziehen. Das ist immer so gewesen und wird auch so bleiben bis die Erscheinung Christi allem, was uns schon zur Gewohnheit geworden war, ein Ziel setzt.

— Der „Farmer" von Milwaukee vergleicht in seiner No. 6 vom 1. November die Fleischpreise, welche von den Großschlächtern den Farmern gezahlt werden, mit denen, welche die Kleinhändler den Großschlächtern zahlen, und diese wieder mit denen, welche das Publikum den Kleinhändlern zahlt. Er schreibt: „In den letzten drei Monaten fiel der Schweinepreis von $23.00 auf $13.00. Die Großschlächter bezahlten den Farmern letzte Woche so wenig wie $13.00 für Schweine. Die Kleinhändler zahlten den Großschlächtern 36 bis 43 Cent für geräucherten Speck und 21 bis 34 Cent für Schinken. Das Publikum bezahlte den Kleinhändlern 50 bis 75 Cent für geräucherten Speck und 35 bis 68 Cent für Schinken." — Dazu stellt das Blatt die Frage: „Farmer, merkst 'was?" — Sicher merkt der Farmer etwas, und das Publikum merkt es auch, wenn es Fleisch kauft. Aber wer sollte hier Ordnung schaffen? Wer gerade die Macht in den Händen hat, nutzt sie aus zu seinem Vorteil ohne Rücksicht auf die Andern. „So soll es nicht sein unter euch", sagte bei einer Gelegenheit der Herr Jesus zu seinen Jüngern, und diese Worte sind anwendbar auch in diesem Fall.

— Es wird viel darüber geklagt, daß das Ergebnis des Friedensschlusses mit Bezug auf die Missionsarbeit ein entmutigendes ist, da die Missionen der neutralen Länder und Deutschlands nur beschränkte Missionsfreiheit genießen sollen, wogegen die angelsächsischen Missionen sich einer Vorzugsstellung erfreuen. Es ist mit Dank anzuerkennen, daß in verflossenen Jahren die Missionsfreiheit eine allgemeine und fast unbeschränkte war; aber der Herr Jesus stellte seinen Jüngern nicht in Aussicht, daß England oder irgend eine andere weltliche Großmacht die Verkündigung des Evangeliums begünstigen würde, und die Erfahrungen der Apostel und ihrer christlichen Zeitgenossen gaben ihnen keinen Grund zu der Hoffnung, daß sie in der Zukunft offene Türen für das Evangelium finden würden, außer, wenn der Herr ihnen solche öffnete. Und auch dann waren sie vonseiten der Welt immer noch Verfolgungen ausgesetzt. Am Ende der Apostelgeschichte heißt es: „Paulus aber blieb zwei Jahre in seinem eigenen Gedinge, und nahm auf Alle, die zu ihm kamen; predigte das Reich Gottes, und lehrete von dem Herrn Jesu, mit aller Freudigkeit, unverboten." Das klingt wie unbeschränkte Freiheit, und wir atmen erleichtert und mit einem frohen Gefühl auf nach all den Gefahren, die dem Apostel drohten und denen er ausgesetzt gewesen war. Aber Paulus war auch jetzt noch ein Gefangener des Kaisers und bald mußte er sein Leben um des Evangeliums willen lassen. Auch wir dürfen nicht zu viel Gewicht legen auf die Gunst der Welt, wenn es sich um Christus und der Ausbreitung des Evangeliums handelt.

— In dem Schweizer Wochenblatt „Der Freie Zeuge" lesen wir: „Die Heilsarmee, die auch unserm schweizerischen Vaterland so reichen Segen vermittelt hat, durfte kürzlich den fünfzigjährigen Gedenktag ihrer Gründung feiern. Das mächtige Werk geht auf eine Erweckung zurück, welan einem Sonntagabend des Jahres 1865 durch die Predigt eines damals noch jungen Geistlichen, William Booth, des nachmaligen „Generals", veranlaßt worden war. Auf einem alten, verlassenen Gottesacker der Stadt London hatte Booth dazumal für seine Evangelisationsversammlungen das Zelt errichtet, von welchem eine Bewegung ausgehen sollte, die ein Segen für die ganze Welt geworden ist. Heute tut die Heilsarmee in 65 Ländern ihren Dienst und geht noch immer vorwärts. Auch der große Krieg hat ihre Fortschritte nicht aufgehalten, und im gegenwärtigen Augenblick bilden China und Rußland die neuen großen Arbeitsfelder." — Mancher wird darüber wohl die Nase rümpfen und mit Johannes sagen: „Meister, wir sahen Einen, der trieb Teufel in deinem Namen aus, welcher uns nicht nachfolgte; und wir verboten es ihm, darum, daß er uns nicht nachfolgte." Da mag dann der Herr auch in diesem Falle antworten: „Ihr sollt es ihm nicht verbieten. Denn es ist Niemand, der eine Tat tue in meinem Namen, und möge bald übel von mir reden."

— Unser deutscher Familienkalender ist jetzt soweit fertig, daß er auf die Presse gebracht werden soll. Er wird also, wenn nichts dazwischen kommt, nächste Woche oder die darauf folgende Woche für die Abnehmer bereit sein. Wir werden dann auch wieder die Prämienliste einstellen und hoffen auf recht viele Besteller.

— Wir haben diese Woche wieder Gaben für Indien erhalten, darunter auch recht ansehnliche. Solche Gaben, im Geist des Evangeliums gegeben, stiften Segen nach beiden Seiten: Die Not der Armen wird durch sie gelindert und Selbstlosigkeit des Gebers wird geübt, und außerdem legt er sich im Himmel einen Schatz an, der nimmer abnimmt, wo nicht Motten noch Rost fressen und Diebe nicht nach graben und stehlen.

— Daß die Not in Oesterreich-Ungarn und Deutschland sehr groß ist, ist allgemein bekannt und alle Nachrichten, die uns von dort erreichen, bestätigen dies. Das „American Friends Service Committee" in Philadelphia, unter dessen Leitung eine Anzahl Mennoniten-Freiwilliger in Frankreich und Armenien Rekonstruktionsarbeit taten, hat 50 Kisten mit Kleidungsstücken, die für Frankreich bestimmt waren, nach Oesterreich-Ungarn geschickt, weil daselbst die Not so unendlich groß ist und im kommenden Winter sich noch durch das vollständige Fehlen der Kohlen verschlimmern muß. Die Berichte der von dieser Gesellschaft nach Oesterreich-Ungarn und Deutschland gesandten Sonderkommission schildern die Lage als entsetzlich, besonders im Blick auf den kommenden dort sehr hart auftretenden Winter. Kinder gehen in ungearbeitete Kartoffelsäcke gekleidet auf der Straße und Säuglinge werden in Papier eingehüllt. Ein Berichterstatter findet es unerklärlich, wie man in Deutschland ohne wollene Strümpfe durch den Winter kommen will, da es auch keine Lederschuhe gibt, sondern nur Holzschuhe, und er dringt auf die Lieferung von Wollengarn zu Strümpfen, welche die deutschen Mütter selbst gerne stricken werden, da sie darin sehr geschickt sind. Frauen- und Mädchen- Kleider, Schürzen, Unterhemden, Unterröcke, Tücher; Männer- und Knaben- Beinkleider, Hemden, alle Größen Sweaters für Männer, Frauen und Kinder, überhaupt alle Arten von Strickwaren und Schuhe, wird empfohlen zu senden. Alte Kleidungsstükke, die noch ganz und rein sind, werden auch angenommen. Die Sachen können direkt nach Philadelphia geschickt werden,

aber wer es vorzieht, schicke sie nach Scottdale und adressiere:

Mennonite Publishing House
Scottdale, Pa.

Wir hoffen, daß sich Viele mit ganzem Herzen an diesem Hülfswerk beteiligen werden, besonders, weil die Hülfsarbeit in Rußland noch nicht so recht vorangehen will. Wenn wir jetzt hier helfen, können wir erwarten, daß sich auch Andere für unsere leidenden Glaubensgeschwister in Rußland in den Riß legen werden, wenn der Weg zu ihnen erst offen ist. Es ist sogar die Absicht der oben erwähnten Kommission, einen Weg in Rußland hinein zu finden, was bis jetzt noch nicht möglich war.

Aus Mennonitischen Kreisen.

L. Bruder Wiens! Ich wünsche Dir und den Rundschaulesern schöne Gesundheit. Will nur kurz von dieser Gegend berichten. Die Ansiedlung ist hier immer noch im Abnehmen. Wir gedenken, so der Herr uns Gesundheit schenkt und es zuläßt, auch bald unsere Heimat zu verlassen. Wir haben den 3. November Ausruf, und sobald wir nach dem Ausruf die Car bekommen können, gedenken wir nach Henderson, Nebraska zu gehen. Dann ist meine Adresse von jetzt an: Henderson Nebraska. Das kann sich von jetzt an jeder merken. (Wir werden es uns auch merken. Gottes Gnade zum Umzug und Wohnungswechsel! Ed.) Der Editor wird es schon gemerkt haben, daß ich dieses Jahr sehr wenig für die Rundschau geschrieben habe; aber mein Gedächtnis kann es nicht mehr. Ich habe auch wenig Briefe an die Freunde und Bekannte geschrieben. Nun seid noch alle herzlich gegrüßt, die wir haben kennen und lieben gelernt! Jakob und Helena Schierling.

Heinrich Schmidt, Rickreall, Oregon, schreibt: „Lieber Br. Wiens! Ich will Dir berichten, daß ich und meine Frau mit den jüngsten Beiden wieder in Oregon wohnen und seit dem 6. d. Monats auch wieder auf unserer Farm. Meine Rundschau hatte ich bestellt nach **Waldheim, Saskatchewan, zu schicken, nun bitte ich aber, sie hierher zu schicken.**" (Wir werden die Aenderung machen und für die Zeit, in welcher die Rundschau nicht gekommen ist, das Abonnement verlängern. Ed.)

Peter F. Sawatzky, Gruntal, Manitoba, schreibt am 27. Oktober: „Es sieht hier ganz winterlich aus; wir haben Schnee und starke Kälte. Hier in Manitoba sieht es traurig aus, denn die Regierung will die Schulen ganz aus unsern Händen nehmen. Ich habe in den Staaten noch einen Onkel Johann Sawatzky wohnen und auch Vettern und Nichten. Könnt Ihr 'mal an mich schreiben? Wir sind so ziemlich gesund. Ich bin 57 Jahre alt. Meine Frau ist eine **Maria Töws. Seid alle gegrüßt von Peter F. Sawatzky, Bergfeld, Box 4, Gruntal, Man.**"

Chowchilla, California, den 24. Oktober. Werter Editor und Leser! Da wir wieder umziehen wollen, so will ich schnell ein paar Zeilen schreiben. Wir haben jetzt ein Bißchen über ein Jahr hier gewohnt und es hat uns hier nicht gefallen. Es ist zu allein und zu viel Arbeit, dabei aber zu wenig Einkommen. Hier sind jedoch auch sehr schöne Farmen, die ein gutes Einkommen bringen. Zu den christlichen Versammlungen sind wir immer nach der Fairmead Ansiedlung gefahren. Es ging uns auch sehr gut im Kreise der Lieben. Da ist eine ganz schöne mennonitische Ansiedlung, aber noch Raum für viele mehr. Das Wetter war bis jetzt sehr schön. Die meisten Leute haben den sechsten Schnitt Alfalfa geschnitten und schön trocken eingefahren. Viele sind sehr beschäftigt mit Corn Schneiden und Dreschen. Auf gutem Lande gab es auch eine gute Ernte. Heute abend regnet es sehr sanft und schön. Das ist sehr gut für die gesäte Gerste. Zum Schluß seid noch alle gegrüßt von Herman Janzen, Chowchila, — weiterhin aber Shafter, California.

Adreßveränderungen.

Gerhard A. Fast, Poplar, Montana, ferner Dolton, South Dakota.

D. G. Kliewer, Corn, Oklahoma, ferner Clinton, Oklahoma, Box 181.

Fortsetzung von Seite 7.

Freiheit Irlands noch von der Freiheit des Meeres ein Wort sagt, der das den Deutschen entrissene Shantung nicht den rechtmäßigen Eigentümern, den Chinesen, zurückgibt, sondern 38Millionen Chinesen den Japanern überantwortet. So könnte man noch vieles anführen. Die Schuld am Kriege scheint schon zu schwinden vor der Schuld am Frieden.

Deutsch-Oesterreich leidet ganz besonders schwer unter dem Druck. Ein französischer Schreiber macht über den Friedensvertrag die folgende Bemerkung: „Wir haben jetzt **Oesterreichs Einwohnerzahl reduziert von 26 Millionen bis auf 6 Millionen;** haben es all seines Reichtums beraubt und es verurteilt, eine Schuld von 49½ Billionen Francs zu bezahlen. Es ist ersichtlich, daß wenn die Entente diesem Lande nicht schnell zu Hilfe kommen, so wird es zum Bankrott, zur Anarchie und in den Tod getrieben."

Die neue Weltordnung, die Präsident Wilson einst verkündigt hat, fängt schlecht an. Das arme Deutsch-Oesterreich muß dieselbe nun am eigenen schmalen Leibe verspüren. Es ist infolge der alliierten und assoziierten Mächte huldvoller Gnade ein freier Staat, darf sich Republik Oesterreich nennen, soll unerhörte Lasten tragen, und das Kunststück zuwege bringen, aus nichts etwas hervor zu bringen.

Die Deutsch-Oesterreicher sind ein fröhliches und sehr gutmütiges Volk, aber die Angst vor dem Winter raubt ihnen die Fröhlichkeit. Der unheimliche Grippentod, der die schlecht ernährten, durchnäßten und erfrorenen Menschen spielend leicht zum Opfer fordert, erscheint ganz rückwärts am grauen Horizont der trüben Zukunft.

In den Industriebezirken sieht man fast überall bleiche, schwächlich aussehende, abgemagerte Menschen. Oft ist die Abmagerung so stark, daß die Menschen nur mehr die Haut über den Knochen besitzen. Die Kinder haben eine graue Hautfarbe und dünne, schlaffe Arme und Beine. Jetzt taucht noch das Gespenst der Kohlennot auf. Letzte Woche ist kein Straßenbahnwagen gefahren und nur wenig Licht war vorhanden. Das übrige könnt Ihr Euch schon leicht vorstellen von einer Millionenstadt.

In strömendem Regen und in eisigem Winde in dünnen, zerschlissenen Kleidern und zerrissenen Schuhen wandern unterernährte, durch die Schrecknisse und den Hunger der letzten Jahre entkräftete Männer und Frauen zur Arbeitsstätte. Um drei bis vier Uhr heißt es aufstehen. Ist das Frühstück, ein warmer Spülicht, in aller Eile hinunter gegossen, dann geht es hinaus auf die Straße und zur Fabrik. Alte Männer, Frauen und Mädchen tragen oft meilenweit unglaublich schwere Lasten auf dem Rücken. Da sieht man einen alten, fast siebzigjährigen Herren, der ohnmächtig zusammenbricht, und fast an derselben Stelle ein junges, blasses Mädchen. Die Möglichkeit der Herabsetzung der kargen Brotration ist erschreckend und ein dringender Hilferuf ergeht an die Entente und an alle Mitmenschen.

Mit dem körperlichen ist auch das seelische Widerstandsvermögen verschwunden und alle beherrscht der quälende Gedanke: „Wie werden wir den Winter überstehen?" Die Herabsetzung der kargen Brotration ist angekündigt für nächste Woche, und nach dem 1. November soll es kein Fleisch mehr geben. Mit Bezug auf Kohlen haben sie Aussicht für 80,000 Tonnen von Amerika zu eine Krone das Pfund — zweimal so teuer als das Fleisch vor dem Kriege war.

Bleiben die Zustände so, wie sie jetzt sind, dann wächst ein Geschlecht auf, das körperlich und seelisch durch und durch krank ist. Zu all diesen Sorgen gesellt sich noch die kaum faßbare Entwertung des Geldes. In der Schweiz, Holland, Amerika und England notiert die Krone nur noch zum Schein. Aber auch im Inland ist, wie die täglichen Steigerungen der Preise zeigen, jegliche Wertbasis unter dem ungeheuren Zettelwerk verschwunden. **Ich bekomme 69 Kronen ausbezahlt für einen Dollar. Der** normale Kurs ist vier Kronen, neunzig Heller.

Eine erstklassige Mahlzeit: Suppe, Kalbsbraten, Brot, Kartoffeln und anderes Gemüse, Apfelkuchen oder sonstige Mehlspeise, kostet 30—35 Kronen (50 Cents). Ein erstklassiges Zimmer, das in **New York oder in einer andern Großstadt nicht weniger als drei Dollars kostet, kostet hier nur 12 Kronen (18 Cents).**

Die Abgaben von Milch, Butter, Kartoffeln, Fleisch und Mehl wird kontrolliert, aber durch den Schleichhandel haben alle

Hotels alles, was sie wollen für ihre Gäste; es fehlen bloß solche, die genug Kronen haben.

Man hört viele Beschuldigungen, daß der Straßenbahnfahrpreis zu sehr erhöht ist — selbiger ist 60 Heller (weniger als ein Cent). Ein Brief nach Amerika kostet 25 Heller (1/3 Cent).

Bettler, sowie Kranke, Verkrüppelten usw., gibt es viel mehr als bei uns in Amerika; aber solche, die gut geben können, sind viel weniger als bei uns. Gibt man ihnen eine Krone, so ist das schon über Erwarten viel; gibt man ihnen zwanzig Kronen (30 Cents), dann trauen sie ihren Augen kaum.

Hier kann man auch mit wenig Geld vielen hungrigen Menschen eine Freude machen, aber ihnen ist damit noch nicht geholfe. Es nimmt viel Geld, ihnen durch den Winter zu helfen. Die Amerikanische Kinderhilfsaktion gibt in Wien täglich an 107-000 Kinder eine Mahlzeit aus, deren Nährwert dem von einem Liter (Pfund) Milch entspricht.

Morgen gedenke ich nach Ungarn zu fahren, von dort nach Rumänien und dann nach Rußland. Sollten sich aber die Unruhen noch vermehren, dann wage ich nicht durchzureisen. Mit Gruß und Wohlwunsch,

G. G. H i e b e r t.

— Aus dem Vorwärts.

Gegen den Kriegshaß.

Einer der angesehenen und bedeutendsten der modernen französischen Dichter und Schriftsteller ist Anatole France, schon seit dem Jahre 1896 einer der „Unsterblichen" der französischen Akademie. Seine Schöpfungen zeichnen sich ebenso wohl durch Formvollendung wie durch Gedankenfülle aus, und seine Erzählungen, die von jeher die geistreiche Satire gepflegt haben, sind neuerdings, dem radikalen Zug der Zeit entsprechend, mehr oder minder sozialistisch angehaucht. Dieser Mann hielt kürzlich vor dem Kongreß der französischen Lehrerinstitute in Tours eine hochbedeutsame Rede, die in einer scharfen und unzweideutigen Kriegserklärung gegen den Völkerhaß, die Wurzel aller Weltübel und die Ursache der Kriegskatastrophe, gipfelte.

Nachdem Anatole France, dem Bericht der Pariser Zeitung „L'Humanite" zufolge, einleitend darauf hingewiesen, daß er schon im Jahre 1906 in Gemeinschaft mit seinem großen, kurz vor Kriegsausbruch ermordeten Freunde Jaures für das Organisationsrecht der Lehrer eingetreten sei, ging er des näheren auf die der Lehrerschaft beim Wiederaufbau der Welt obliegenden Pflichten ein. „Durch die Entwicklung des Kindes," rief er den in Tours versammelten Lehrern zu, „werden Sie die Zukunft bestimmen. Welche Aufgabe in dieser Stunde, wenn die Welt zerbröckelt, wenn die alte Ordnung der Gesellschaft unter dem Gewicht ihrer Sünden zusammenbricht, und wenn Sieger und Besiegte in gemeinsames Elend gestürzt sind, in welchem sie Ausdrücke des Hasses gegen einander schleudern! In der gesellschaftlichen und sittlichen Unordnung, die durch den Krieg geschaffen und durch den ihm folgenden Frieden dauernd gemacht wurde, haben Sie alles zu tun, alles wieder aufzubauen . . . Sicherlich sollte die Art Erziehung, welche die furchtbare Katastrophe, unter der wir jetzt halb begraben sind, möglich gemacht und gefördert hat — und sie war so ziemlich die gleiche unter den Völkern, die wir gesittet nennen — nicht einen Augenblick bleiben. Vor allem ist es nötig, aus den Schulen alles zu verbannen, was den Kindern Liebe zum Kriege und zu seinen Verbrechen einflößt; und dies allein wird lange und beständige Anstrengungen erfordern, wenn nicht gar bald das ganze Rüstungswerk des Krieges durch den Hauch der Weltrevolution hinweggefegt werden soll."

Die folgenden eindringlichen Worte verdienen ernste Beherzigung in aller Welt: „Wir müssen mit diesem gefährlichen Praktiken brechen. Der Lehrer muß dem Kinde Liebe zum Frieden und zu seinen Werken einflößen; er muß das Kind lehren, den Krieg zu verabscheuen; er wird aus der Erziehung alles verbannen, was Haß für den Fremden, selbst Haß für den Feind von gestern entfesselt. Nicht weil es notwendig ist, dem Verbrechen gegenüber nachsichtig zu sein und alle Schuldigen freizusprechen; sondern weil ein jedes Volk zu seiner Zeit aus mehr Opfern als Verbrechern zusammengesetzt ist, weil die Bestrafung der Schuldigen nicht an den unschuldigen Generationen heimgesucht werden sollte, und weil schließlich alle Völker einander viel zu verzeihen haben. Meine Freunde, machen Sie den Haß verhaßt. Das ist der notwendigste und einfachste Teil Ihrer Aufgabe."

Die Rede schließt mit folgendem feurigen Appell: „Heute gibt es in unserer Gesellschaft nur noch Platz für Arbeiter; alle übrigen werden im Sturm hinweggefegt werden. Bilden Sie intelligente Arbeiter heran, auf daß sie wohl unterrichtet sind in den Künsten, die sie üben, und wissen, was sie der nationalen und der menschlichen Gemeinschaft schulden. Verbrennen Sie alle Bücher, die Haß lehren. Singen Sie das Lob der Arbeit und der Liebe. Laßt uns vernünftige Menschen entwickeln, die da fähig sind, den eitlen Glanz barbarischen Ruhms mit Füßen zu treten und den blutdürstigen Bestrebungen des Nationalismus und Imperialismus Widerstand zu leisten, die ihre Väter erdrückt haben.

„Keine industriellen Weltstreite, keine Kriege mehr: Arbeit und Frieden! Ob wir es wünschen oder nicht, die Stunde ist gekommen, da wir Bürger der Welt sein oder alle Zivilisation untergehen sehen müssen. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß eine Delegation der Lehrer aller Nationen bald der Arbeiter-Internationale sich anschließen möge, um gemeinsam eine allgemeine Form des Erziehungswesens auszuarbeiten und uns Rat zu erteilen, durch welche Methoden wir am besten jungen Herzen Ideen einpflanzen können, aus denen der Friede der Welt und die Völkereinheit entspringen wird.

„Vernunft, Weisheit, Verstand, Kräfte des Geistes und des Herzens, die ich immer inbrünstig angerufen habe, kommt zu mir, helft mir, stützt meine schwache Stimme; tragt sie, wenn möglich, zu allen Völkern der Welt, überall dorthin, wo es Menschen gibt, willens, die wohltätige Wahrheit zu hören! Eine neue Ordnung der Dinge ist geboren. Die Mächte des Uebels sterben, durch ihre Verbrechen vergiftet. Den Gierigen und Grausamen„ den Verzehrern der Völker bersten die Blutadern. Wie schwer sie auch durch die Sünden ihrer blinden oder korrupten Herren heimgesucht sein mögen, verstümmelt und dezimiert stehen die Proletarier aufrecht; sie werden sich vereinigen, um ein die ganze Welt umfassendes Proletariat zu bilden, und wir werden die große sozialistische Prophezeiung erfüllt sehen: Die Einheit der Arbeiter wird der Friede der Welt sein!"

(Anmerkung: Die französische Zeitung „L'Humanite", in welcher die obige Rede enthalten war, wurde von C. C. Janzen aus Frankreich mitgebracht. — J. G. E.)

— Vorwärts.

Eine Basis für mennonitische Kooperation.

(Von Prof. J. A. Huffman.)

Unter dem Namen „Mennonit" ist seit 400 Jahren in Europa und Amerika ein Volk bekannt, das unvolkstümlich ist und für das man kein Verständnis hatte.

Der Gegenstand „Zusammenwirken der Mennoniten" mag als ein befremdender erscheinen für einen oberflächlichen Denker oder gelegentlicher Beobachter, daß ein Volk, welches so viel gemeinsam hat, jemals in ein anderes Verhältnis treten sollte, als nur in ein mitwirkendes. Doch die Zuweisung solchen Themas für diese Konvention ist ein Bekenntnis, daß Zusammenwirken unter Mennoniten noch nicht das ist, was es sein sollte.

Die Geschichte der Mennoniten zeigt, daß sie für viele Jahre ein verfolgtes Volk waren und auf ihren Blättern finden man einige ihrer Namen als Märtyrer. Christus erteilte seinen Jüngern den Rat, wenn sie in einer Stadt verfolgt würden, in eine andere zu fliehen. Das haben auch die Mennoniten getan, wenn sie ein Land verließen und in ein anderes gingen, Haus und Hof verlassend, ihre Habe drangebend, sogar den Tod erduldend. Das Resultat ist: russische Mennoniten, Schweizer Mennoniten, holländische Mennoniten, deutsche Mennoniten und amerikanische Mennoniten. Wenn Zusammenwirken unter Mennoniten noch nicht erreicht ist, wie man's wünschte, so sind obige Tatsachen dafür verantwortlich. Wenn diejenigen, welche dem Glauben ihrer Väter Treue bewahrten, in Kanada verachtet sind, in einem christlichen Amerika wie Verbrecher behandelt wurden — nirgends erwünscht — so ist da ein Trost in der Verheißung Christi, in welcher er seinen Jüngern versicherte, die verfolgte Pilgrime waren, daß sie mit den Städten Israels nicht zu Ende kommen würden, bis des Menschen Sohn kommt. Matth. 10, 23. Durch dessen Adern noch solches Märtyrerblut fließt, der sollte das Erbe seiner

Väter hochachten. Der Redner hat dieses Erbe nicht erlangt durch seine erste Geburt, sondern durch seine zweite und schätzt es nichtsdestoweniger gerade so hoch, wie solche, die auf eine lange mennonitische Ahnenschaft zurückweisen können.

Es soll hier nicht festgestellt werden, daß die Mennoniten in allen Sachen richtig waren. Sie mögen auch hie und da im Irrtum gewesen sein. Es kommt uns zu, auf die das mennonitische Erbe gekommen, die Grundlagen des Glaubens unsrer Väter zu prüfen und auszuscheiden, was dieser Probe nicht Stand hält, und diejenigen verteidigen und lieb und teuer achten, die es tun. Wenn Mennoniten ohne Rücksicht, welche Nebenbezeichnung sie sonst tragen mögen, sich darauf unterschieben und es ausüben, da kann ein näheres Zusammenkommen stattfinden.

Doch was soll die Probe oder der Maßstab sein für diese Grundlehren? Einige würden sagen, Erfahrung; andere, moderne Bildung. Die einzige Richtschnur bleibt das Wort Gottes; folglich ist das Wort Gottes die einzige Grundlage für eine dauernde Kooperation. Erfahrung und moderne Gelehrsamkeit sind auch etwas wert; denn keine zwei Erfahrungen sind dieselben und was Gelehrsamkeit betrifft, ist sie gerade so zerteilt, wie sie modern ist. Irgend ein Versuch, die Mennoniten auf einem anderen Grunde als das Wort Gottes zur Kooperation zu bewegen, wird sich als nichtig erweisen und kann gleich aufgegeben werden.

Aber, sagt jemand, es gibt so viele verschiedene Auslegungen des Wortes Gottes, wie wäre auf solcher Basis eine Kooperation denkbar? So lange der Unterschied in der Auslegung des Wortes Gottes eine ehrliche bleibt und das Wort Gottes angenommen und stehen gelassen wird und man sich schließlich darauf beruft, als auf eine von Gott eingegebene Botschaft, bringen wir es fertig, Geduld zu haben miteinander. Solche Stellungnahme zu dem Worte Gottes kann nur eine günstige Wirkung haben zu einer sicheren und wünschenswerten Kooperation. Ferner, durch Ehrung des heiligen Geistes, der das Wort Gottes eingegeben hat, wird auch eine mehr generöse und weitherzige Anerkennung des Wortes stattfinden, die auch zu richtiger Auslegung führt. In der Zwischenzeit müssen wir uns in der Liebe und in christlichem Zutrauen üben.

Während der Name „Mennonit" uns zu demselben Volk stempelt, sollte diese Tatsache uns doch nicht veranlassen an solcher Kooperation teilzunehmen, welche christliche Wahrheiten aufs Spiel setzt. Derjenige steht richtig der als Mennonit darauf besteht, daß ein anderer Mennonit ihm nichts mehr ist, als sonst jemand, es sei denn, er ist aus Gott geboren und wandelt im Gehorsam. Doch der Geist, welcher den Unterschied zwischen sich und Nichtmennoniten verkleinert, ist falsch. Es liegt keine Notwendigkeit vor, zu leugnen, daß wir Fehler haben. Unter uns sind solche, die zu sehr an der Form halten, solche, die zu unevangelisch sind; solche, die zu stolz sind; solche, die zu sehr um den Beifall der Welt buhlen; solche, die zu wenig um die Grundlehren des Christentums und die Inspiration der Bibel geben; solche, die zu viel Mißtrauen gegen alle Uebrigen haben; jedoch, ist nicht die Zeit gekommen, in der das beste Mennonitentum sollte zur Front gebracht werden, in der wir uns scharen sollten um solche christlichen Lehren, in denen wir übereinstimmen, und ernstlich beten, daß Gott uns leiten möge zu klarer Einsicht seiner Wahrheit? Wir leben in einer bedeutsamen, gefährlichen Zeit, in der Gotteskinder einander mehr kennen und lieben sollten. Sollen wir, deren Glauben im Ofen der Trübsal geprüft und erprobt ist, uns erlauben in dieser letzten Zeit, daß wir weiter auseinander kommen? Haben wir Bekanntschaft so gesucht, wie wir sollten? Haben wir genug gebetet für einander, wie wir sollten? Keine Kooperation recht oder unrecht, sondern in der Richtung, daß das Recht nicht gefährdet wird.

Mit dem Worte Gottes als Grundlage, können wir allerlei christliche Tätigkeit gemeinsam aufnehmen. Es gibt solche Arten Arbeit und Umstände, in welchen gemeinsames Vorgehen verschiedener Zweige sehr viel helfen würde, wieder andere, wo es nicht nötig ist. Kooperation sollte nicht bloß gesucht werden der Kooperation wegen, sondern deswegen, daß etwas Gutes daraus ersprieße.

Ein Platz, wo man am ehesten Verschiedenheit vergißt, ist das Feld der äußeren Mission. Hier verschwinden kleinliche Ansichten angesichts der Wichtigkeit und der ungeheuren Aufgaben, vor die sich die Missionare gestellt sehen. Zweige, die sich daheim fremd gegenüber standen, konnten in der äußeren Mission übereinstimmend wirken.

Das Werk der Erziehung ist ein weiteres Feld für Kooperation. Bluffton College und mennonitisches Seminar ist für die Gegenwart das einzige und größte Experiment, das in der Richtung gemacht wurde. (Die deutsche Lehrerkonferenz von Kansas ist ein anderes Beispiel. Uebers.) Dieses Bestreben enthält großartige Gelegenheiten des Erfolgs. Die Zeit für so ein Institut ist sehr gelegen, und das einzige, das für diese Bewegung einen Fehlschlag brächte, wäre die Vernachlässigung des Wortes Gottes als einzige Grundlage für Zusammenwirkung, und ein Fehlen der Rücksichtnahme der Bedürfnisse und Wünsche der Konstituanten als ein Ganzes.

Das Feld des Journalismus (Zeitschriftwesens) bietet ungewöhnliche Gelegenheiten für Kooperation. Da ist kein Grund, warum nicht einige mennonitische Körperschaften dieselben periodischen Zeitschriften benutzen sollten, für jede mit festgesetzten laufenden Abteilungen. Wie es jetzt ist, benutzen mehrere Schattierungen denselben Stoff in ihren Blättern, nur die Identität ihrer betreffenden Zeitschriften aufrecht erhaltend. Ja, mehr und mehr geschieht es, daß Mennoniten die verschiedenen Blätter lesen.

Von verschiedenen Zweigen werden Anstrengungen der Zusammenwirkung im Hospitalwerke gemacht. Freier Predigeraustausch und gegenseitige brüderliche Delegatensendung zu den Konferenzen ist nichts Ungewöhnliches. Es ist eine Regel, je mehr wir miteinander bekannt werden, desto weniger werden wir uns fürchten, zusammen zu wirken. Möge diese Konvention ernstlich beten, daß Gott uns zu einer größtmöglichen Zusammenwirkung führen möge, wodurch sein Name verherrlicht, seine Sache gefördert und das Kommen seines Reiches beschleunigt werde!

Ansprache, gehalten auf der All-Mennoniten Konvention zu Bluffton, Ohio, am 2. September 1919, von Prof. J. A. Huffman.

Auf Wunsch übersetzt von

C. H. Friesen.

Die Stellung der Frau in der Gemeinde.

(Aus dem „Herold".)

Von Mrs. Jac. J. Graber.

Pretty Prairie, Kansas.

Werter Verein!

Mein Thema, wie ihr schon gehört habt, ist „Die Stellung der Frau in der Gemeinde". Es sind mehrere Schriftstellen angegeben. Die Erste in Apost. 18 V. 24—26: Es kam aber gen Ephesus ein Jude mit Namen Apollos; der Geburt von Alexandrien, ein beredter Mann und mächtig in der Schrift. Dieser war unterwiesen den Weg des Herrn und redete mit brünstigem Geist und lehrete mit Fleiß von dem Herrn, wußte aber allein von der Taufe Johannes. Dieser fing an frei zu predigen in der Schule. Da ihn aber Aquilla und Priszilla hörten, nahmen sie ihn zu sich und legten ihm den Weg des Herrn noch fleißiger aus.

Wenn wir dieses Kapitel von Anfang lesen, sehen wir, daß Paulus sich während seines Aufenthaltes in Korinth bei diesen Leuten aufhielt, weil sie gleiches Handwerks waren, und als Paulus nach Ephesus reiste gingen sie mit ihm. Nun sollten wir uns leicht denken, weil diese Leute so viel mit Paulus zusammen gewesen sind, daß sie den Weg des Herrn klar wußten und ihn daher auch andern auslegen konnten, und die Frau half hier mit wie es hier ganz deutlich sagt, dieser Apollo reiste weiter und arbeitete mit großem Erfolg.

Die zweite Stelle Apost. 2 V. 17 und 18 heißt es: „Und es soll geschehen in den letzten Tagen (spricht Gott) ich will ausgießen von meinem Geist auf alles Fleisch und eure Söhne und eure Töchter sollen weissagen und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen und eure Aeltesten sollen Träume haben und auf meine Knechte und meine Mägde will ich in denselbigen Tagen von meinem Geist ausgießen und sie sollen weissagen".

Der Geist kam in solcher Kraft, daß die andern, die dabei waren, eine ganz falsche Ansicht bekamen, meinten sie wären trunken. Petrus erklärte ihnen das: Das ist's das der Prophet Joel gesagt hat. Hier sehen wir wieder, es kam über die Söhne aber auch über die Töchter; Knechte, aber auch Mägde weissagten. Sie taten alle beide dieselbe Arbeit insoweit als der Geist ihnen gegeben ward. 1. Tim. 2, 9—13 lehrt wie die Weiber sich schmücken sollen,

nämlich mit einem zierlichen Kleide mit Scham und Zucht, nicht mit Zöpfen oder Gold oder Perlen oder köstlichem Gewand, nicht der Mode nach, wie es heute geschieht, und wenn es auch ganz unanständig ist, wenn es nur der Mode nach ist, sondern wie sich's ziemt den Weibern die da Gottseligkeit beweisen wollen durch gute Werke.

Hier kann man schließen, daß ein gottesfürchtiges Weib sich unterscheiden wird von andern, auch in der Kleidung, und nicht ihr Herz an Flitter hängen.

Wir fragen vielleicht: Was darf oder soll eine Frau tun, da sie doch unter dem Manne steht? Denn Adam ist am ersten gemacht. Darnach Eva. Heute möchte man so gerne dem Manne gleich sein, oder vielleicht noch ein bißchen höher! Auch auf politischem Gebiet hat man es so eingerichtet, wenigstens in unserem freien Amerika, daß die Frauen gleiches Stimmrecht haben und allerlei Aemter bekleiden können. Doch das sind absolut nicht Pflichten eines gottesfürchtigen Weibes. —

Wir lassen uns hier von Paulus die Antwort geben, der ja ein so sehr scharfer Beobachter der Frauen war. Er sagt in 1. Tim. 5: „Die ein Zeugnis haben guter Werke, so sie Kinder aufgezogen hat, so sie gastfrei gewesen ist, so sie der Heiligen Füße gewaschen hat, so sie den Trübseligen Handreichung getan hat. Solche dürfen erwählet werden zu weiterm Dienst der Gemeinde, die alten Weiber sollen die jungen Weiber lehren sittig sein, keusch, häuslich, gütig, ihren Männern untertan. Solche Dienste sollen ihnen heilig und nicht zu gering sein. Sie selbst sollen gute Lehrerinnen sein.

Möge Gott uns die Kraft verleihen, in unserem Beruf treu zu sein so wie eine Hanna, die ihren Sohn dem Herrn auf ewig weiht wie sie es selbst sagte! Wenn die Kinder so erzogen würden, daß sie ganz dem Herrn geweiht würden, so wäre auch ein großes Stück Arbeit für den Herrn getan, das sehen wir an Samuel und vielen andern, die eine fromme Mutter hinter sich hatten.

Gerettet.

Kasimir war in seiner Jugend ein starker Trinker gewesen; aber Gott hatte ihn herumgeholt. Und der, welcher das Werkzeug seiner Rettung werden sollte, war kein Geringerer als Samuel Zeller von Männedorf. Noch am Morgen des Tages, da Gott ihm durch Zeller die Harpune abgeben wollte, hatte Kasimir nach seiner Gewohnheit droben im Wald dem stillen Trunke gefrönt, seinen Durst an der Schnapsflasche löschend. Darnach hatte er sich ins schwellende Moos gelegt und seine Betäubung ausgeschlafen. Wie er abends ins Dorf hinunterkam, traf ihn ein Freund, der wohl wußte, wie es um ihn stand, und ihn darum einlud, ihn in die Versammlung Zellers zu begleiten. „Was, zu dem Stündler? Zu dem bringt man mich nicht mit hundert Rossen!"

„Nein, aber mit Liebe! Und ich habe dich lieb — und weil du mich auch magst, kommst du vielleicht mit! Der Zeller erzählt so gut Geschichten. Die hörst du doch auch gern. Also komm mit!"

Noch widerstrebte Kasimir; aber schließlich überwand ihn doch des Freundes liebevolles Nötigen. Er kam. Zeller hatte aber seinen guten Tag und holte aus der Fülle des Wortes Gottes und seiner reichen Lebenserfahrung Altes und Neues hervor. Und das alles paßte so gut für den Kasimir, daß er auf den Gedanken kam, Zeller kenne ihn und habe es auf ihn abgesehen. „Am Kragen hätte ich ihn packen und ihn von seiner Kanzel herabwerfen können," gestand er mir noch Jahre hernach. Zornig verließ er die Versammlung und verschwor sich hoch und teuer, nie mehr dem Zeller in die Versammlung zu laufen. Allein die Harpune hatte er doch ab: ein Stachel war in seinem Gewissen zurückgeblieben. Und als sein Freund ihn nach einiger Zeit wieder einmal einlud, sagte er nicht nein, sondern ging hin und hörte, wie Zeller zum Sünderheiland einlud. Auch jetzt meinte er wieder, der Zeller habe es auf ihn abgesehen. Allein dem war nicht so; denn

---

Zeller kannte ihn nicht einmal von Angesicht. Der Erfolg seiner Einladung zu Jesus, dem Sünderfreund, war, daß Kasimir folgte und sein Herz und Leben Jesus auslieferte. Von nun an war er wie umgekehrt: völlig anders, eine neue Kreatur. Der Löwe war ein Lamm geworden. Von dem Augenblick an gab er seiner Frau kein Unwort mehr. Das Alte war vergangen, siehe, es war alles neu geworden.

Aber nun galt es, den gewonnenen Standpunkt festzuhalten, den guten Kampf des Glaubens zu kämpfen und in den Prüfungen des Lebens sich als Christ zu beweisen.

Als ganzen Christ und aufrechten Mann lernte ich ihn in seinen besten Jahren kennen. Damals war er Leiter einer großen Sägerei und Holzhandlung in Rhäzüns im Bündnerland. Dort steht das alte, gewaltige Schloß Rhäzüns auf einem hohen Felsen, der senkrecht ins breite, steinige Bett des Hinterrheins hinabfällt. Von diesem uralten Schloß geht die Märe, Rhätus, der sagenhafte Held Rhätiens, habe es erbaut. In Rhäzüns lag Kasimir aber nicht nur dem Broterwerb ob, sondern ging auch als geretteter Trinker den Trinkern nach. Ein Mann ohne Fehl und Tadel geworden, dessen gegebenes Wort im Handel und Wandel so zuverlässig galt wie eine beglaubigte Unterschrift, hatte er viel Eingang bei den Gebundenen. Diese fühlten, der Mann versteht uns, der weiß, wo uns der Schuh drückt. Und stellte er auch ab und zu einem den Kopf mit offenem ernstem Wort zurecht, so fühlte der Getadelte doch, das tat er nicht aus pharisäischer Freude am Tadel, sondern aus Liebe zu mir. Zwar brauchte es schon etwas, bis Kasimir rückhaltslos mit der Sprache herausrückte, denn er hatte das Herz nicht auf der Zunge und war, wie weiland Mose, von schwerer Sprache. Um so wirksamer war dann das einsilbige Wort, worin stets eine tiefe Menschenliebe wie ein Silberton mitschwang.

Seine Frau aber war ihm, wie im Leben, so auch in der Trinkerrettung in der Tat und Wahrheit eine Gehilfin! Da Kasimir erst in seinen reiferen Mannesjahren lesen und schreiben gelernt hatte und darum schwerfällig von Feder war, führte ihm seine Gattin Bücher und Korrespondenz; sie führte ihm aber auch den Haushalt mit mustergiltiger Ordnung. Sie schuf ihm ein trautes Heim, in dem gut wohnen war, und half ihm, so gut sie konnte, in der Trinkerrettung.

Der rechte Maßstab.

Meinem Nachbar Jakob widerfuhr kürzlich ein großes Unglück. Am Morgen war er in den Wald gefahren, um einen Eichenstamm zu holen. Statt dessen brachte man ihn selber auf dem Wagen heim. Der Eichenstamm war beim Aufladen gerutscht und hatte dem Jakob den Fuß getroffen und furchtbar zerquetscht. Was war das für ein Jammer im Hause, als man den Vater so heimbrachte! Frau und Kinder jammerten und weinten. Er selber war am ruhigsten dabei, ließ sich ins Bett legen, und als der Doktor kam und den Fuß wieder einrichtete und verband, was nicht ohne große Schmerzen abging, sah man's nur seinen Mienen an, wie er die Zähne zusammenbiß, was er litt. Aber kein Wort des Jammers und der Klage kam über seinen Mund. Und nachher, als alles fertig war, blieb er ruhig auf seinem Lager und tröstete noch selber die Seinigen. Ich mußte mich fragen, woher der Mann die Kraft nehme, sein Unglück mit solcher Ergebung zu tragen.

Ich ging zu ihm, um mich nach seinem

Befinden zu erkundigen. Er lag ganz heiter in seinem Bette und dankte Gott für die verhältnismäßig gut überstandene Nacht.. Da konnte ich mich nicht enthalten, zu fragen: „Wie macht Ihr's nur, Nachbar, daß Ihr so ruhig bleiben könnet in allen Lebenslagen? Ich habe das schon oft und besonders dreimal in schweren Fällen an Euch bemerkt."

„Wieso?" fragte Jakob.

„Ja," sagte ich „das erste Mal war's vor zwei Jahren, als Euch das Lenchen starb, das doch Euer Liebling war. Da legtet Ihr sie selber in den Sarg und küßtet sie und lächeltet ihr fast zu, als Ihr den Sargdeckel zumachtet, als ob's mit ihr auf eine kurze Reise ginge."

„So ist es auch," antwortete der Nachbar. „Ist mein Kind nicht wohl geborgen im Himmel, bis ich und die Mutter nachkommen?"

„Und," fuhr ich fort, „als Euch vorigen Winter der schwere Schlag traf, indem Ihr an den Viehhändler die 1200 Franken verlieren mußtet, da bliebet Ihr wieder so ruhig, als spürtet Ihr den Verlust kaum, und Ihr konntet noch Euren Schwager trösten, obgleich dieser nicht so viel dabei einbüßte und nicht ein Häuflein Kinder hat wie Ihr, und der doch so unsinnig tat."—

„Ach," meinte Jakob und seufzte ein wenig, „mein guter Schwager hat eben den rechten Maßstab noch nicht, um seinen Verlust zu messen. Aber ich hoffe, er wird es noch lernen."

„Nun vollends kürzlich," sagte ich weiter, „als alles um Euch schrie und jammerte, wie bliebet Ihr da so still bei den großen Schmerzen, während wir anderen nur vom Zusehen weinen mußten? Woher kommt Euch diese Kraft und diese Gelassenheit?"

„Das will ich Euch sagen," antwortete er. „Das habe ich von meinem Vater her gelernt. Der hat immer gesagt, alles komme darauf an, daß man den rechten Maßstab anlege, den Ewigkeitsmaßstab. Betrachte alles, pflegte er zu sagen, im Lichte der Ewigkeit, so wirst du manches geringer schätzen, manches aber auch ernster nehmen, als man es gewöhnlich tut. Du wirst einen Geldverlust, eine Krankheit, einen Unfall nicht so hoch ansehen, dich nicht so sehr darüber grämen, eben weil das nur Zeitliches betrifft. Ja, auch der Tod, dein eigener oder der deiner Lieben, wird dir nicht anders vorkommen denn als die Tür zur Ewigkeit. Dafür wirst du es um so ernster nehmen mit allem, was der Seele Schaden bringen und deine Rechenschaft in der Ewigkeit schwerer machen könnte, wirst du dich scheuen vor jedem Fluch, jeder Unwahrheit, vor jeder Lieblosigkeit. Das ist der rechte, der Ewigkeitsmaßstab, der uns auch Geduld lehrt und Gelassenheit in zeitlicher Trübsal."

So sprach mein Nachbar Jakob, und ich will mich bestreben, von jetzt an nach dem Ewigkeitsmaßstab mein Leben zu führen. Dazu verhelfe mir Gott.

Die Heiligung ist, wenn man von der Herrschaft der Sünde frei wird und beständig im Glauben fortfährt.

Das gestohlene Tuch, das auf den Rahmen paßte.

In einem württembergischen Dorfe wohnten als nächste Nachbarn ein Tuchweber und ein Schuhmacher. Zwischen den Türen der beiden Häuser an der äußern Wand war ein Bänkchen angebracht, auf welches die beiden Nachbarn sich oft nach Feierabend zu traulichem Gespräch niederließen. Sie verstanden einander gut, nur in der Hauptsache nicht: der Schuhmacher war ein echt frommer Mann; die Bibel war ihm wie dem Psalmisten köstlicher als Gold und viel feines Gold, süßer als Honig und Honigseim (Psalm 19, 11), sie war ihm Richtschnur all seines Tuns. Dafür achtete der Tuchweber seinen Nachbar, den Schuhmacher, aber ihm war das ein überwundener Standpunkt; er war nach seiner Meinung viel zu gescheit, um noch nach diesem alten Buch sich zu richten. Um Streit zu vermeiden, zu welchem ein Gespräch über Religion jedesmal führte, schwieg der Schuhmacher von dem, was ihm das Teuerste war; er konnte nur für seinen Nachbar beten. Die Erhörung blieb nicht aus. Eines Tages kam der Tuchweber in große Verlegenheit. Er hatte ein Stück Tuch fertig gewoben, und nachdem es gewalkt war, auf den großen Rahmen gespannt, der an einer sonnigen Halde des Dorfes aufgestellt war. Eines Morgens entdeckte er mit Entsetzen, daß das Tuch gestohlen war. Sofort machte er der Polizei Anzeige. Bald darauf erhielt er die Aufforderung, nach der Oberamtsstadt zu kommen, um ein Stück Tuch zu besichtigen, das der Polizei in die Hände gefallen sei. Er ging hin, erkannte sofort das Tuch als das seinige und wollte es voll Freude sich aneignen. Nun wurde ein Beweis gefordert. Er kenne doch sein Tuch, meinte er. — Ja, das könne jeder sagen, wurde ihm entgegnet, er solle Zeugen bringen. Nun kam er zum Schuhmacher.

„Mein lieber Nachbar," sagte er zu ihm, „du könntest mir einen großen Gefallen tun." „Gerne", antwortete dieser, „wenn es mir möglich ist." Ersterer fuhr fort:

„Du weißt, daß ich ein Stück Tuch gewoben habe und daß mir dasselbe gestohlen worden ist; nun bin ich auf's Oberamt gerufen worden und sah dort zu meiner Freude mein Tuch, das sie mir aber nicht herausgeben wollen, ohne daß jemand es vorher bezeugen kann, daß es mein Tuch ist. Nun sei so gut, komm mit mir in die Oberamtsstadt und bezeuge, daß das dort liegende Tuch mein Tuch ist."

„Ach, wie gerne wollte ich dir den Gefallen tun," sagte der Schuhmacher, „aber ich habe ja dein Tuch nie gesehen, kann also darüber auch kein Zeugnis ablegen." Nun jammerte der Tuchweber: „Wer soll mir denn zeugen, wenn du's nicht tun willst; du weißt doch, daß ich nicht lüge, und könntest doch auf mein Wort hin zeugen."

„Das kann ich nicht," sagte nun der Schuhmacher ernst. „Aber weißt du was? Brauche den Bibelbeweis."

„Wie meinst du das?" fragte der erstere.

„Gehe aufs Oberamt und verlange, daß ein Beamter mit dem Tuch hierherkomme, und untersuche, ob nicht die Löchlein in den Tuchenden genau auf die Häklein am Rahmen passen, an welchem das Tuch ausgespannt war." — Voll Freude sprang der Weber auf. „Das ist ein vortrefflicher Rat," sagte er, „ich will ihn sofort befolgen." Gesagt, getan, und er erhielt sein Tuch.

Nun kam er wieder zu seinem Nachbar, ergriff seine Hand, dankte ihm herzlich und sagte dann: „Ich möchte nun gerne wissen, wie du das gemeint hast mit dem Bibelbeweis." Mit Freuden gab nun der Schuhmacher die folgende Erklärung:

„Sieh," sagte er, „die Bibel redet von Kanaan und dessen Bevölkerung, von Sitten und Gebräuchen, von den Juden und von dem Fluch, der auf ihnen und ihrem Lande lastet, seit sie ihren Messias verworfen haben. Land und Volk sind der Rahmen, forsche, ob das, was die Bibel darüber berichtet, nicht genau auf den Rahmen paßt. — Näher liegt dir dein Herz; das ist der Rahmen, bitte, lies das Wort Gottes und siehe, ob es nicht genau auf den Rahmen paßt."

Der Tuchweber sagte bewegt: „Dein erster Rat war so vortrefflich und hat mir aus großer Verlegenheit geholfen, daß ich nun auch deinen zweiten Rat befolgen will." — Gesagt, getan. Aber so schnell ging's nicht wie bei Befolgung des ersten Rates; es ging jedoch nach und nach. Der Tuchweber erfuhr die Wahrheit des Wortes Jesu: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat. So jemand will des Willen tun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede." Er wurde ein glücklicher und gläubiger Christ.

Geheimnisvolle Gotteswege.

Bekanntlich litt der große englische Dichter Cowper einst an Geistesstörung; und unter dem Eindruck dieses Leidens glaubte er, daß es Gottes Wille sei, sich in den Fluß zu stürzen. Sein Kutscher fuhr jedoch irre, und als sie endlich Stunden lang umher gefahren waren, kamen sie zu der Ueberzeugung, daß sie nicht nur ihren Weg verloren hatten, sondern der Dichter hielt dies für einen Fingerzeig von oben, fuhr wieder heim.

Der Herr bricht ein um Mitternacht,
Jetzt ist noch alles still.
Wohl dem, der nun sich fertig macht
Und ihm begegnen will.

Die spanischen Brüder.

Von D. Alcock.

Fortsetzung.

Er erhob sich, hing das neue Toledoschwert mit dem schön gestickten Gürtel um, warf den kurzen Scharlachmantel über die Schulter und stülpte ein farbiges Sammethütchen auf die üppigen, schwarzen Locken. Don Carlos ging mit ihm hinaus; sie schwangen sich auf die Rosse, welche ein Junge aus ihrer Heimat bereit hielt, ritten die Straße hinab durch das Tor von Alcala, und mancher bewundernde Blick, manches „Vaya von Dios" (Geh mit Gott) von seinen bisherigen Genossen folgte Don Juan.

Don Carlos vergißt sich.

Don Carlos Alvarez fand Alcala nach seines Bruders Abreise unerträglich langweilig; überdies neigte sich seine glänzend durchlaufene Studienbahn ihrem Ende zu. Sobald es anging, erwarb er sich den Grad eines Licentiaten der Theologie und meldete seinem Oheim diese Tatsache mit der Bemerkung, daß er recht gern einen Teil der Zeit, welche bis zu seiner Priesterweihe noch verfließen müsse, in Sevilla zubringen möchte; wo er die Vorlesungen des berühmten Frater Constantino Pome de la Fuente, Professor am theologischen Colleg in dieser Stadt hören würde. Tatsächlich bewog ihn dazu mehr der Wunsch, seines Bruders letzten Auftrag zu erfüllen, als ein großer Lerneifer; besonders da ihm in Alcala Gerüchte zu Ohren gekommen waren, welche ihm klar machten, daß seine Wachsamkeit nicht unnötig sein würde.

Als Antwort kam rasch die freundliche Einladung seines Onkels: er möge sein Haus, so lange er's wünsche, als Heimat betrachten.

Wenn auch Don Manuel großes Gefallen an dem Genie und Fleiß seines jüngeren Neffen fand, so war doch die Gastfreundschaft, die er ihm anbot, nicht ganz uneigennützig. Er glaubte Carlos fähig, einem Mitglied seiner Familie Dienste zu leisten, die er für sehr wichtig erkannte.

Diese Familie bestand aus einer schönen, lustigen, leichtfertigen Gattin, drei Söhnen, zwei Töchtern und seiner Gattin verwaisten Nichte, Donna Beatriz de Lavella. Die beiden älteren Söhne arteten ganz nach ihrem Vater, der eigentlich viel eher ein Geschäftsmann, als ein Kavalier war. Wäre seine Herkunft die eines gewöhnlichen Hans oder Thomas aus dem flachen Holland, aus den Gassen Londons, von einfachen Eltern gewesen, so hätten ihm seine Neigungen und Gaben ein redlich erworbenes Vermögen verschafft; allein da er das Unglück hatte, Don Manuel Alvarez und vom höchsten Adel Spaniens zu sein, so hatte man ihn die Arbeit als unsagbar erniedrigend anzusehen gelehrt; Handel und Wandel fast nicht minder. Nur eine Art von Geschäft und Handel stand dem armen geizigen oder stolzen Aristokraten offen; leider fast die einzig wirklich schimpfliche Art: der Handel mit öffentlichen Geldern, Stellen und Abgaben.

Vom Strichregen wächst kein Korn — so stand es mit diesem Handel. Die Regierung wurde betrogen, das Volk, besonders das ärmere, grausam bedrückt. Niemand wurde reicher, als der gierige Jobber, der sich von Geburt unendlich erhaben über die Arbeit, aber nicht über Betrug und Diebstahl fühlte. Don Manuel der jüngere und Don Balthaser Alvarez waren bereit und voll Verlangen, in ihres Vaters Fußstapfen zu treten. Von den beiden blassen, dunkeläugigen Schwestern, Donna Inez und Donna Sancha war die erste bereits verheiratet, die andere hatte im Einklang mit den Eltern passende Zukunftspläne. Aber ein Mitglied der Familie, der jüngste Sohn Don Gonsalvo, zeigte sich sehr verschieden von den andern. Er war nicht dem Vater, sondern seinem Großvater ähnlich, wie sich ja oft in der dritten Generation derselbe Charakter wieder herausbildet. Der erste Conde de Nuera war ein wilder Glückssoldat in den Maurischen Kriegen gewesen, stolz und freurig, mit starken, ungezähmten Leidenschaften. Gonsalvo schien, mit achtzehn Jahren, sein Ebenbild; kaum war ein Unfug denkbar, den ein reicher Junge in der Großstadt treiben konnte, welchen er nicht schon verübt hätte.

Zwei Jahre lang ärgerte er auf diese Art seine Familie und kränkte seinen klugen, auf Anstand haltenden Vater; plötzlich aber ging eine Aenderung mit ihm vor. Er besserte sich; lebte ruhig und regelmäßig widmete sich den Studien und machte in kurzer Zeit außergewöhnliche Fortschritte; zeigte sogar, wie seine Umgebung meinte, Anklänge an Frömmigkeit. Doch diese hoffnungsvollen Zeichen verschwanden so schnell und unberechenbar, wie sie gekommen. Nach weniger denn einem Jahre kehrte er zu den alten Gewohnheiten zurück, und tauchte sogar toller als je in alle Laster und Zerstreuungen unter.

Sein Vater beschloß, ihm einen Beruf zu verschaffen und sandte ihn hinaus in den Krieg — doch ein Unfall zerstörte seine Absichten. Zu jener Zeit bewarben sich die vornehmen Kavaliere häufig um die gefährlichen Lorbeeren des Siegers im Stierkampf. Die Rolle des Matadoren wurde nicht, wie jetzt, von gemieteten Bravos der untersten Klassen ausgeführt, sondern oft von Rittern aus hochadligen Häusern. Gonsalvo hatte sich mehr als einmal in der blutigen Arena durch Mut und Kaltblütigkeit ausgezeichnet. Doch er versuchte sein Schicksal zu häufig. Bei einer Gelegenheit wurde er heftig vom Pferd geschleudert und von dem tollen Stier, dessen Wut durch die üblichen grausamen Künste auf's äußerste gereizt war, blutig zugerichtet. Er entkam mit dem Leben, war aber zum verkrüppelten Invaliden geworden, der augenscheinlich lebenslang zur Schwäche, zu Untätigkeit und Leiden verurteilt schien.

Sein Vater dachte, eine gute Domherrnstelle würde die anständigste, bequemste Versorgung für ihn abgeben und drängte ihn daher, sich der Kirche zu widmen. Doch der invalide Jüngling widerstrebte diesem Schritt aufs heftigste. Don Manuel hoffte von Carlos' Einfluß, daß er eine Aenderung seines Sinnes bewirken möchte, und dachte, jener würde sich gern bemühen, seinem Vetter klar zu machen, wie es doch keinen so angenehmen oder so leichten Lebensweg weiter gebe als den, welchen er selbst im Begriff stehe zu wandeln.

Carlos' Gutmütigkeit ließ ihn von Herzen auf seines Oheims Plan eingehen. Ihm tat überdies der Vetter leid und er übernahm gern die Aufgabe, ihn auf alle Art zu trösten und zu erheitern. Aber Gonsalvo wies seine Bestrebungen rauh zurück. In seinen Augen war der künftige Priester halb ein Weib, ohne Ahnung männlicher Ziele, männlicher Leidenschaft, hatte also kein Recht, darüber zu reden.

„Priester werden!" sprach er eines Tages. „Ebensoviel Lust hätte ich, ein Türke zu werden. Nein, Vetter, ich bin nicht fromm. Du magst meine Gebete zur Jungfrau in deine mit aufnehmen, wenn es dir Spaß macht. Vielleicht erhört sie diese besser, als die ich an sie gerichtet, ehe ich an dem unglücklichen St. Thomastag die Arena betrat.

Carlos war zwar nicht besonders fromm, allein diese Sprache verletzte ihn doch.

„Nimm dich in acht, Vetter," sagte er. „Deine Worte klingen etwas lästerlich."

Soeben erschienen.

Der Mensch und die Menschwerdung Jesu Christi.

Von Gustav Enß, Aeltester der Gemeinde Hoffnungsfeld, Moundridge, Kans.

Dieses Büchlein ist ein Zeugnis für die unanfechtbare Wahrheit der Bibel und für das alte Evangelium von dem Heil in Christo, dem eingebornen Sohn Gottes, gegen den modernen religiösen Liberalismus. Zu unserer Zeit des Abfalls von Gottes Wort ist es erfreulich, daß in unseren mennonitischen Kreisen Stimmen laut werden, die für die altevangelische Wahrheit das Panier aufwerfen zur Verteidigung und Abwehr gegen die moderne Verleugnung von wesentlichen Punkten des Glaubens. Unsere mennonitischen Gemeinden sind, Gott sei's gedankt, noch bibelgläubig. Wenn der heranwachsenden Generation das köstliche Kleinod des Glaubens an Gottes Wort nicht geraubt werden soll, ist es notwendig das Gift, das im Finstern schleicht, an's Tageslicht zu ziehen und davor zu warnen. Dazu will dieses Büchlein dienen. Es sollte darum von allen, die die alte Wahrheit lieben, gelesen werden. Der ganze Erlös von dem Verkauf desselben ist für innere Mission bestimmt.

Preis 25 Cents postfrei.

Zu beziehen vom
Mennonite Publishing House
Scottdale, Pa.

„Und deine klingen wie Worte von einem — der du bist, du — schon bald ein Priester" — erwiderte Gonsalvo. „Der Priester schreit zu allem, was ihm nicht gefällt: Reine Ketzerei! Gottlose Lästerung! und danach: Das heilige Amt! und ein gelber Sanbenito! Ich wundre mich, daß Ew. Heiligkeit mich noch nicht damit bedroht haben!"

Der sanfte Carlos antwortete nicht; eine Toleranz, die Gonsalvo nur in noch heftigeren Zorn brachte; denn er haßte nichts so, als wenn ihn jemand um seiner Kränklichkeit willen mit Nachsicht, wie ein Weib oder ein Kind, behandelte. „Aber die Heiligen helfen der Kirche," fuhr er ironisch fort. „Gute, einfältige Seelen, sie kennen ihren Vorteil schlecht! Sonst röchen sie die Ketzerei ganz in der Nähe. Was für eine Lehre predigt nur Frater Constantino alle Festtage in der großen Kirche, so lang er erster Kanonikus ist?"

„Die rechtgläubige, katholische Lehre, keine andere," sagte Carlos, den seinerseits der Angriff auf seinen Lehrer aufregte, wenn er auch nicht viel auf dessen Lehre gab, die hauptsächlich Dinge behandelte, von welchen er auf der Hochschule wenig oder nichts erfahren.

„Wenn ich dich über Lehrthemata reden höre, ist es mir, als wenn ein Blinder von Farben spricht."

„Bin ich der Blinde, der von Farben spricht, so bist du der Taube, der von Musik schwatzt," entgegnete der Vetter.

„Komm und sag' mir, welche Lehren es sind, die dein Frater Constantino lehrt, wenn du es weißt, und sag', worin sie sich von der lutherischen Ketzerei unterscheiden? Ich wette meine goldne Kette und Medaille gegen deinen neuen Sammetmantel, daß du dabei selber in Ketzereien verfällst."

Abgesehen von Gonsalvos Uebertreibung lag einiges Wahre in seiner Behauptung. Einmal dem Bereich dialektischer Spitzfindigkeit entrückt, würde der Kämpfer für die Schulweisheit so schwach wie ein andrer Mensch geworden sein. Und er konnte Fray Constantinos Predigten nicht besprechen, weil er sie nicht verstand.

„Was, Vetter?" rief er aus; er fühlte sich an der empfindlichsten Stelle, in seinem Beruf als junger Theologe, angegriffen. „Hältst du mich für einen Barfüßerfrater oder Dorfpastor? Mich, der ich erst vor zwei Monaten als Sieger in dem Streit über die Lehre des Raymondus Lullius gekrönt wurde?"

— Fortsetzung folgt.

Als der fromme Cyprian zum Tode verurteilt war, sagte der Kaiser zu ihm, er wolle ihm Bedenkzeit geben; wenn er nur den Götzen zur Ehre ein Körnlein ins Feuer werfen wolle, so solle sein Leben ihm geschenkt sein. Cyprian entgegnete kurz und bündig: „In diesem Falle bedarf es keiner Bedenkzeit."